

Bibliothek Uniwersytecka
w Toruniu

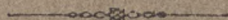
33741

II

Altpreußisches
Historienbüchlein

VON

Walther Domansky.



Königsberg i. Pr.
Evangelische Buchhandlung des Ostpreußischen Provinzialvereins
für innere Mission.
1899.

la 199. 80

u

1851
Im Jahr 1851
Erstausgabe
Preis 1. 25

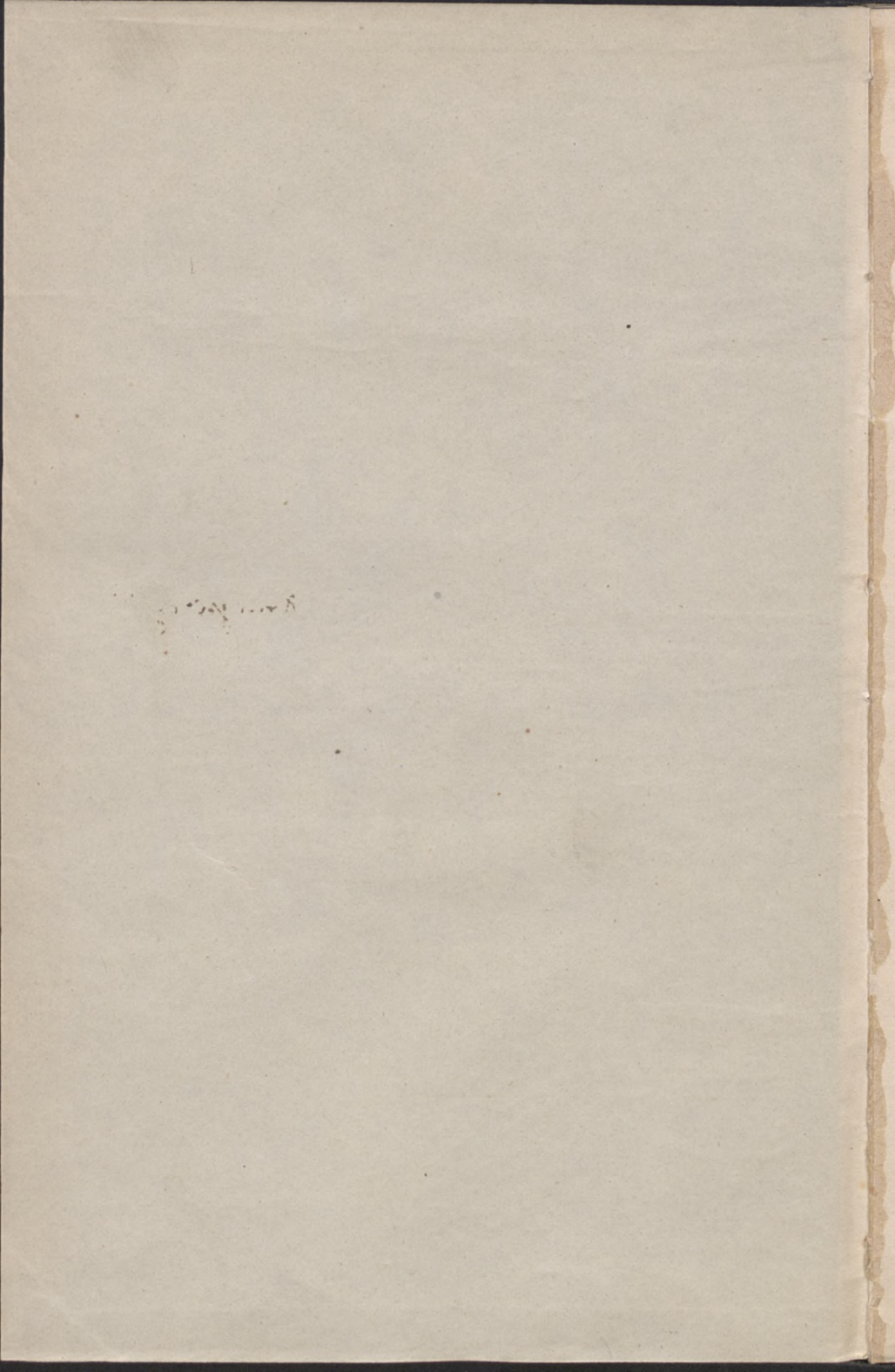
1851

Donnerstag

1851

Verlagsbuchhandlung

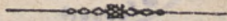
Verlag



Altpreußisches
Historienbüchlein

von

Walther Domansky.



1903/128

Königsberg i. Pr.
Evangelische Buchhandlung des Ostpreußischen Provinzialvereins
für innere Mission.
1899.



33741



Das fluge Volk.

Ob man den obigen Titel den Altpreußen unbeantwortet lassen wird? Der Historienfchreiber glaubt das kaum und meint ſchon das ſpöttiſche Lächeln aller Derer wahrzunehmen, die von Weſten her zu uns gekommen ſind und uns Bildung und Kultur gebracht haben. Natürlich, die Sache iſt ja längſt feſtgeſtellt. Der Strom der Kultur, wenn man ſo ſagen darf, geht gegenwärtig von Weſten nach Oſten, und vorläufig zehren die armen Altpreußen nur von den Broſamen, die von der weſtlichen Herren Tiſche für uns abfallen. Solche Gedanken ſind übrigens nicht neu, und mögen die deutſchen Ritter, die vor 600 Jahren zu uns ins Land kamen, daſſelbe geglaubt haben. Verſetzen wir uns einmal im Geiſte in jene ferne Zeit zurück. In der Marienburg hat man ſich wohllich eingerichtet, und ein Ritter aus dem deutſchen Weſten ſiſt dort am Fenſter und ſchaut ins Land hinaus. Es iſt ein hochgeſtellter Herr, jener Ritter, denn er nimmt in dem Orden eine gebietende Stellung ein. Und ein gelehrter Herr, was für dazumal immerhin bemerkenswerth erſcheint. Alſo mag es wohl von dem Ritter heißen wie von Herrn Hartmann von der Aue: Ein ritter ſo geleret was, daz er an den buochen las, ſwaz er dar an geſchriben vant. (Ein Ritter ſo gelehret war, daß er in den Büchern las, Was er darin geſchrieben fand.) Aber unſer Rittersmann hat nun lange

genug in den sorgfältig geschriebenen Manuskripten gelesen. Draußen bricht die Dämmerung allgemach herein, und er will doch seine Augen schonen, anders wie die studirende Welt heutzutage, die besonders in jungen Jahren im Dämmerlicht erst recht lesen muß. Also der Ritter erhebt sich von seinem Sitz in der Fensternische und verwahrt die Manuskripte sorgfältig in einer Lade. Und dann begiebt er sich hinaus auf den Burghof, über den sich schon die Schatten des Abends breiten. An dem Ziehbrunnen in der Mitte des Burghofs sind ein paar Dienstleute beschäftigt. Ohne Zweifel sind dieselben von preussischer Herkunft, denn sie bedienen sich noch der alten, preussischen Sprache, die nun längst ausgestorben ist. Vielleicht haben noch ihre nächsten Vorfahren als Heiden in den dichten Urwäldern gehaust und dort ihren Göttern Opfer dargebracht. Wie dem auch sei, die Dienstleute unterhalten sich in ihrer preussischen Muttersprache. Und da fällt denn auch das Wörtlein *pruta*, das von dem Ritter sogleich aufgefangen wird. *Pruta*, das klingt ja so ähnlich wie Preußen, was mag es also bedeuten? Der Ritter fragt den Einen der Dienstmänner nach der Bedeutung des Wortes und erhält die Auskunft: das Wort *pruta* bedeutet „Verstand.“ Vielleicht hat der Eine von den Dienstleuten zu dem andern im Streit der Meinungen gesagt: „Du bist wohl nicht recht bei Verstand!“ Der Ritter vernimmt die Kunde und geht kopfschüttelnd weiter. Also *pruta* bedeutet Verstand! Und dann sollen ja wohl die Preußen ein kluges und verständiges Volk sein.*) Seltsam, das glaubt der Ritter doch nicht zugeben zu können. Und warum nicht? Weil er

*) Es ist dieses eine von den Erklärungen des Namens „Preußen“ neben andern.

aus dem Westen gekommen ist, und dort Alles schon viel gebildeter und aufgeklärter ist. Ueberlassen wir den gelehrten Ritter seinen Zweifeln. Wie aber steht es denn damit? Hat wenigstens seitdem in unserm Preußenlande der Verstand denn wirklich Jahrhunderte lang geschlummert? Wer das meint, der hat jedenfalls Pisanski's Entwurf einer preußischen Litterärsgeschichte niemals in der Hand gehabt. Da kann er nämlich eine lange und stattliche Reihe von Männern aufgezählt finden, die sich in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaften und der Künste ausgezeichnet und einen Namen erworben haben. Also vollends so geistesarm ist unser Preußenland denn doch nicht gewesen, wie diejenigen meinen, die von Westen her gekommen sind. Doch genug davon. Es kommt ja auf das bloße Wissen allein überhaupt nicht an. Wie sagt doch der fromme Tobias Clausnitzer?

„Unser Wissen und Verstand
Ist mit Finsterniß umhüllet,
Wo nicht Deines Geistes Hand
Uns mit hellem Licht erfüllet;
Gutes denken, thun und dichten
Wollst Du selbst in uns verrichten!“

Der Mann mit dem eisernen Pfeil.

Zu Zeiten, da Heinrich Kestle von Richtenberg Hochmeister des deutschen Ordens im Preußenlande war, lebte ein „feiner und ernster, kluger und beredter Mann“ als

Haus-Komtur zu Königsberg. Solches Lob will viel sagen, und Herr Erhardt von Reisenstein, so hieß jener Haus-Komtur, muß dasselbe auch verdient haben. Aber Gott hatte ihn mit einer schweren Prüfung heimgesucht, und er konnte seine Lebtag des Daseins nimmer froh werden.

Denn wo er ging und stand, bei Tage und bei Nacht, mahnte ihn sein krankes Haupt daran, daß er ein geschlagener Mann war. Er soll nämlich 14 Jahre lang einen eisernen Pfeil im Kopfe getragen haben. Woher er den Pfeil hatte, wird uns nicht berichtet. Wahrscheinlich wird er ihn doch aus einem blutigen Treffen mit nach Hause gebracht haben. Kann auch sein, daß ein Meidhardt oder sonst ein rachsüchtiger Mensch aus dem Hinterhalt den Pfeil auf ihn abgedrückt hat. Solche Heintücke kommt ja unter den Menschen vor. Genug, den eisernen Pfeil trug Herr Erhardt von Reisenstein 14 Jahre lang mit sich im Kopfe herum. 14 Jahre lang, das schreibt sich schnell hin und ließt sich noch schneller darüber hinweg, lieber Leser. Aber welch' schwere Pein der eiserne Pfeil jenem braven Manne verursacht haben mag, davon kannst du dir kaum eine Vorstellung machen. Und doch mußte der Reisensteiner seinen Kopf zusammennehmen und als Haus-Komtur für Vieles sorgen. Doch, da fällt mir ein, du schüttelst zu dieser Historie wohl gar den eigenen, hochweisen Kopf und meinst, das sei ein Märchen. Nun, ob es gerade 14 Jahre gewesen sind, soll nicht als Evangelium gelten. Und wie groß der eiserne Pfeil war, das kannst du dir selber ausdenken. Solches bleibt dir unbenommen. Aber es gehen doch noch heutzutage Leute herum, die eine Kugel oder dergleichen jahrelang im Leibe tragen. Also etwas Wahres wird wohl an der Geschichte sein.

Nun, Herr Erhardt von Reisenstein hatte gelobet, er wollte den Pfeil nach St. Albrecht auf Samland opfern, so er davon befreit würde. Mag auch oftmals den heiligen Adalbert, der als Apostel des Preußenlandes unweit davon den Martertod erlitten hatte, um seine Fürbitte angerufen haben. Und richtig, es kam die Zeit, da sein Bitten und Flehen von Gott erhört wurde. Denn allmählich begann ihm der eiserne Pfeil „aus dem Gaumen heraus zu faulen“, wie der alte Historieneschreiber berichtet. Da war der Reisensteiner voller Freuden. Nicht eher fand er Ruhe, als bis er sein Gelöbniß erfüllt hatte. Er reiste also selber nach St. Albrecht und hing den eisernen Pfeil mit einer silbernen Kette an des Heiligen Bildniß. That auch ein silbernes Schildlein dazu, worauf sein Wappen eingegraben war. Alles zum Lob und Preis für die wunderbare Heilung, die er der Fürbitte des heiligen Adalbert und der Allmacht Gottes zuschrieb.

Mancher trägt zwar keinen Pfeil im Kopf gleich Herrn Erhardt von Reisenstein, aber einen Nagel, wie man gemeiniglich zu sagen pflegt. Und versteht man unter solchem Nagel jegliche Einbildung, in der Jemand meint, er sei etwas, und steckt doch oftmals nicht viel dahinter. Den Nagel trägt aber manch' Einer nicht bloß 14 Jahr, sondern sein Leben lang. Und wäre doch recht gut, wenn ihm der Nagel genommen würde, und er lernte, sein demüthig und bescheiden zu sein.

Wenn du aber, lieber Leser, ebenfalls solchen Nagel im Kopf hast — fühl' einmal nach, es kann nichts schaden — dann opfere ihn auf, nicht St. Adalbert, aber Gott zu Ehren, von dem geschrieben steht: „Gott widersteht den Hoffärtigen, aber dem Demüthigen giebt Er Gnade.“

Eine Bierreise vor 400 Jahren.

Auch das noch, so höre ich das neunzehnte Saeculum seufzen. Zwar hat man gegen des weisen Ben Alfiba's Meinung: „Alles schon dagewesen“ bisher nichts Triftiges einwenden können. Aber wenigstens glaubte ich neunzehntes Saeculum doch auf die Bierreisen stolz sein zu dürfen, bei denen die Brüder Studios oder die Herren Philister von einer Kneipe zur andern ziehen. Denn fürwahr, in mir, dem neunzehnten Saeculo ist so Stadt wie Dorf im lieben Deutschland also mit Kneipen und Gasthäusern gesegnet, daß man wohl von einer Bierreise sprechen kann. Ist noch garnichts, höre ich da aber das fünfzehnte Saeculum sagen. Zu meinen Zeiten haben zwei Brüder vom deutschen Orden sogar durch ganz Ost- und Westpreußen von Stadt zu Stadt eine Bierreise unternommen. Das ging so zu. Zur Zeit des Hochmeisters Conrad von Erlichshausen geschah es, daß jene beiden losen Brüder sich auf den Weg machten. Wie sie das fertig bekamen, mit eingerechnet die schon seit einiger Zeit locker gewordene Manneszucht im deutschen Orden, das muß uns ein Räthsel bleiben. Genug, die Brüder begaben sich auf die Bierreise und zogen durch das ganze Land von Stadt zu Stadt, um überall das Bier zu erproben. Dort sitzen sie in einer elenden Schenke irgendwo im westpreußischen Lande. Der Wirth hat nicht sonderliches Gefallen an den beiden Gästen und zieht die Augenbrauen finster zusammen, während der eine von den Brüdern einen Zettel aus der Tasche holt. Darauf hat der Schelm nämlich ein ganzes Verzeichniß angelegt von all' den Städten, wo sie das Bier bereits geprobt haben.

Und bei dem Namen jeder Stadt hat er eine Bezeichnung für das Bier hinzugefügt, die oftmals nicht sehr schmeichelhaft klingt. Es ist eine ganze Auslese von sonderbaren und oft unsaubern Bezeichnungen, und während wir dem Ordensbruder in das Blatt sehen, können wir nur einige Bezeichnungen vorlesen. So heißt es: „Dantzk, Wehre dich. Marienburg, Kelberzagel. Graudentz, Kranck Heinrich. Dirschaw, Freudenreich. (Da muß das Bier gemundet haben!) Mewa, D Jamer. Stargart, Spülekanne. Mühlhausen, Krebsjauche. Frawenburg, Singe wol. Fridelandt, Wolgemuth. Barttenstein, Rühmaul. Kessel, Besser dich. Wartenburg, Lachemundt. Allenstein, Vorge nicht. Guttstadt, Liebe Herr Lorenz, (hieß so der Wirth dort?). Heilsperg, Schreckengast. Marienwerder, Blerkfage. Reden, Sanswindt. Meelsack, Leertafche. Morung, Ohne danck. Lawenburg, Es wirdt nicht besser. Hele, D Stockfisch. Schönecke, D Zetter.“

Nicht wahr, eine artige Auslese. Die beiden losen Brüder lachen, während der eine das Verzeichniß vorliest, und der Wirth macht ein sonderbares Gesicht. Denn er weiß nicht, wie sie sein Bier benausen werden. Doch nun brechen die Ordensritter auf, und der Wirth erläßt ihnen schon lieber die Zechen, nur um sein Bier nicht also verschimpfired zu lassen. Und das Ende dieser gar lustigen Bierreise? „Aber Anno 1443 wurden solche Bierschuppen im Capittel fürgenommen, und gefiel das Urtheil, das man mit einem glüenden eyßen jeglichem ein Creutz für die Stirn solle brennen, vnd sie zum Lande ausjagen, wie denn auch geschach.“ Das war freilich ein Ende mit Schrecken. Wenn man heutzutage so verfahren sollte mit denen, die eine Bierreise machen. O weh! Unsere Altvordern waren

freilich ein bischen streng. Aber wir Menschen des neunzehnten Saeculums sind freilich ein bischen — zu nachsichtig.

100 Gulden für eine Nase.

Ein Jeder mag froh sein, wenn er seine gesunden Gliedmaßen hat. Denn ob auch die Mehrzahl ihre Augen und Ohren sonderlich achtet, die sie vor Allem nicht missen möchten, so thut doch auch die Nase ihre Pflicht und Schuldigkeit. Und zum Mindesten verunziert es den Menschen gewaltig, so die Nase in seinem Gesicht fehlt. Mag sie auch groß sein, so heißt's doch: Ein guter Giebel ziert das Haus. Besser eine große Nase wie gar keine. Einem Ordensritter in Preußen ist es so ergangen, daß er schließlich gar keine Nase hatte. Das trug sich folgendermaßen zu. Zur Fastnachtszeit Anno 1440 kamen in Elbing auf den Aschermittwoch drei Ordensherren zu einem Pfarrer auf Besuch. Das war nun soweit ganz schön, und so ein Pfarrer weiß seine Gäste oft gar trefflich zu bewirthen. Manch' einer wird in das Lob der Gastlichkeit eines Pfarrhauses einstimmen. Aber hier schlug das Ding übel aus. Der Pfarrer muß wohl den Gästen einen vorzüglichen Trunk vorgesetzt haben, und die Ordensherren thaten des Guten zu viel. Genug, nach einer Weile hub das Singen an, und die Gäste ließen gar üble Reime vernehmen. Solches verdroß den Kaplan, „so von kurzen Sinnen war“ und an dem Bankettiren überhaupt wohl nicht Freude haben mochte. Er machte auch kein Hehl daraus, sondern schalt die Ordensherren ob ihres lecken Gebahrens. Nur ward er selber gar zu hitzig dabei, und das war wiederum

der Fehler. Denn der Kaplan drohte, er hätte nicht übel Lust, „einem der Ordensherren in's Lästermaul zu greifen, daß der rothe Geiser danach ging.“ War ja auch nicht fein geredet. Gleichwohl hielten die Andern es immer noch für Scherz, und als der Kaplan in seinem Zorn aufstund und davon gehen wollte, faßte ihn ein Ordensherr am Kopf und drehte ihn scherzweis herum. Drauf erwichte der Kaplan auf dem Tisch eine zinnerne Bierkanne und schlug damit den Ordensherrn. Traf ihn auch so unglücklich, daß er ihm die Nase aus dem Gesicht hinwegschlug. Die rasche That wurde gar bald ruckbar, und der Komtur ließ den Kaplan in der Kirche, wo er just verweilte, gefangen nehmen und in den Thurm werfen. Solches verdroß hinwiederum den Bischof, und alsbald sprach derselbe den Bann über die Stadt Elbing aus. Hingegen gebot die Obrigkeit der Stadt den Mönchen und Geistlichen, sie sollten trotz des Bannes ihr Amt versehen oder zum Thor hinaus wandern. Denn die Bürgerschaft hielt es mit dem Ordens-Komtur. So gelangte der Handel schließlich vor den Hochmeister des Ordens. Der aber befahl, man sollte den Kaplan in Freiheit setzen. Doch der Komtur lehnte sich gegen dieses Gebot seines Oberen auf und ließ den Gefangenen dennoch nicht los. Wohl oder übel mußte also des Kaplans Freundschaft 100 wohlgezählte Gulden Ungerisch für die Nase geben, damit sie den Gefangenen aus dem Thurm bekamen.

War ein schlechter Fastnachtscherz. Und aus manchem andern Fastnachtscherz mögen noch üblere Folgen entstehen, man hört nur nichts davon.

Eine seltsame „Segellation“ oder Schiffahrt.

Von allerhand merkwürdigen und schier unglaublichen Jagdgeschichten hat der geneigte Leser sicherlich schon gehört, und vielleicht kann er selber ein wenig Jägerlatein. Nicht minder giebt es so allerlei wunderbare Seeabenteuer, und von einem solchen, das auch überaus seltsam ist, soll im Folgenden berichtet werden. Es war im Jahre 1558, da lebte zu Königsberg in Preußen ein Bürger mit Namen Greger Kummelaw. Der Mann muß wohl schon des öfteren in seinen Reden den Mund etwas voll genommen haben. Was er aber nun den guten Bürgern von Königsberg aufstischte, das wollten sie ihm denn doch nicht glauben. Bald war in allen Trinkstuben nur davon die Rede, was der Greger Kummelaw im Schilde führte. Der vermaß sich nämlich, in einer kupfernen Braupfanne von Königsberg nach Danzig zu fahren. „Unglaublich“, sagte Gevatter Hinz und schlug mit der Hand auf den Schenktisch, allwo Einer aus der Cumpanei, der mit dem Zeichenstift umzugehen verstand, die Reiseroute aufgezeichnet hatte, „unglaublich, denn in dem ungestümen Frischen Haff muß er unfehlbar zu Grunde gehen.“ „Unmöglich“, nahm Gevatter Kunz darauf das Wort, „unmöglich, denn wie will er in einer Braupfanne das Gleichgewicht halten? Der Kerl ist ein Flaufenmacher und will uns nur zum Besten haben.“ Aber der Greger Kummelaw schwieg fein still und dachte: „Laß die Leute nur reden, was sie wollen.“ Das erhitzte die Gemüther natürlich noch mehr, und, da er auf seinem Vorhaben bestand, verwettete gar Mancher groß Geld und Gut für oder gegen diese seltsamliche „Segellation.“ Darüber

ließ sich jedoch der Greger Kummelaw erst recht keine grauen Haare wachsen. Im Gegentheil, so man mit ihm selber wettete, nahm er es an und dachte: „Ich soll die Wette schon gewinnen.“

Gemig, es kam der 11. August, den er zu seiner Abfahrt bestimmt hatte. Ganz Königsberg war natürlich auf den Beinen, und an den Ufern des Pregelflusses gab es ein Gedränge, wie man es noch niemals gesehen hatte. Alles wollte den kühnen Seefahrer absegnen sehen. Und der Greger Kummelaw kam ganz gemächlich herbei, setzte sich „selb dritte“ in die Braupfanne und segelte los. Das war eine gar verwegene Fahrt. Denn erstlich ging es den tiefen Pregel hinab, und ob der Greger Kummelaw sich nicht noch einmal nach den Thürmen von Königsberg umgeschaut hat, weiß ich nicht zu vermelden, will's aber nicht bestreiten. Dann kam er mit seiner Braupfanne in das Frische Haff, das gar nicht ungefährlich zu befahren ist. Darauf ging es die Weichsel hinauf bis ans Danziger Haupt, und dann wieder die Weichsel hinab bis nach Danzig. Nun, Gott gebe ihm eine glückliche Fahrt, mögen die Königsberger Mitbürger hinter ihm her gesagt haben. Und nach Danzig war ihm natürlich die Kunde von seinem Kommen schon vorausgeilkt. Das gab einmal ein Gelächter unter der seefahrenden Bevölkerung der Hansestadt. „Wat, up ene Brupfann will de Kerel von Königsberg nach Danzig fohren?“ jagten die Schiffsleute, die auf der langen Brücke an der Mottlau herumlungerten, und spuckten in das Wasser, „na, de sall uns kamen.“ Aber als die Nachricht da war, daß der kühne Seefahrer sich mit seinem seltsamen Fahrzeuge der Stadt näherte, stand alles auf der langen Brücke gedrängt voll. Und richtig, da kam der

Greger Kummelaw auf seiner Braupfanne angefahren, etwas müde und matt zwar, aber sonst ganz munter. „Wurd' zu Danz' mit Trummeten angeblasen“, heißt es bei dem alten Historienfchreiber. Natürlich, Ehre, dem Ehre gebührt, und eine solche „Segellation“ oder Schiffahrt war doch des „Anblasens“ werth.

Etwas nach Seemannslatein, wenn man so sagen darf, klingt die Geschichte auf jeden Fall. Uns will sie schier unglaublich dünken, wenn wir sie lesen. Aber gesetzt, es hat sich wirklich alles so zugetragen, dann war es doch eine große Waghalsigkeit. Und davon gilt das Sprüchlein: „Wer sich muthwillig in Gefahr begiebt, wird darin unkommen“. Dem Greger Kummelaw ist es ja geglückt mit seiner „Segellation“, und die Wette hat er auch gewonnen. Aber der Erzähler möchte doch keinem rathen, dieses Wagstück etwa nachzumachen. Und groß Geld und Gut darauf zu verwetten taugt erst recht nichts. Das können wir anders und besser anwenden.

Der Aufkrieg.

„Es geht ein frischer Sommer daher,
Da werdet ihr hören neue Mär“,
also sang man Anno 1563 im Lager der Landsknechte, die lange genug in unserm lieben, deutschen Vaterlande umherzogen und es vieler Orten zu einer Wüste machten. Die neue Mär bestand aber dazumal in der Kunde, daß Herzog Erich II. von Braunschweig-Kalenberg einen Raubzug gegen Preußen zu unternehmen beschloffen, nachdem Polen seine Hilfe gegen die Russen verschmäht hatte. Es war aber der Braunschweiger ein gar streitbarer Herr, und das

„Gesindelein“ der Landsknechte strömte in hellen Haufen zu seinen Fahnen. Alsobald hielt er Heerschau, und siehe da, er konnte 10 Fähnlein Landsknechte zählen, und dazu noch 700 Reiter, lauter auserlesenes Volk. Da mag ihm das Herz im Leibe gelacht haben, wie denn die großen Herren eitel Freude daran finden, sobald sie Musterung halten über ihr Kriegsheer. Und nun konnte es losgehen gegen das Preußenland. Das galt dazumal noch so recht als eine ultima Thule oder als ein fernes Reblland, und fängt es erst heutzutage, im Zeitalter der Eisenbahnen und der Telegraphen an, in diesem Stück anders zu werden. Denn nun glauben die Leute draußen „im Reich“ doch schon, daß auch hier zu Lande zur Sommerszeit Blumen blühen, und Vögel singen, was unsereinem spaßig genug vorkommt.

Ueber derlei Vorurtheile muß Herzog Erich, der Braunschweiger, mit seinem „Gesindelein“ erhaben gewesen sein. Denn die tapfern Kriegslente zogen ganz munter nach der Weichsel, zu Fuß oder zu Pferde, und ein Troß von Weibern und Kindern wird auch dabei gewesen sein, wie es damals Brauch war.

Aber in dem Preußenlande hatte man allgemach schon Kunde bekommen von der drohenden Gefahr. Und vom polnischen Königshofe her wurde Herzog Albrecht als Lehnsmann aufgefordert, gegen den Eindringling zu Felde zu ziehen. Solches that auch Herzog Albrecht, obwohl es ihm nicht gar so leicht ward. Denn der Braunschweiger war der Bruder seiner zweiten Gemahlin. Und er selber war wohlbetagt, bei 73 Jahren, und mußte sich wegen eines Weinschadens in einer Sänfte tragen lassen. Thät ihn auch späterhin im Lager ein Schlaganfall treffen, wodurch er häufig und lange „bettreifig“ wurde. Aber es

half Alles nichts. Und so zog Herzog Albrecht denn dem Feinde entgegen bis in die Gegend von Marienwerder. Nicht gar so weit von dieser Stadt fließt die Weichsel vorüber, und an den Ufern derselben lagerten sich nun die beiden Heere „und sahen einander an“, wie der alte Historienschreiber berichtet. Das wollen wir zu einem Theil dem Fluß zu gute schreiben. Denn die Weichsel ist zwar zur Frühjahrszeit ein gar wildes Gewässer und hat oftmals mit ihren Ueberschwemmungen viel Noth und Elend angerichtet. Aber damals im September 1563 geberdete sich Vistula, wie die Weichsel auf lateinisch benamset wird, gleich einem sanftmüthigen Weibe. Das heißt, sie stellte sich zwischen die streitenden Parteien und hob gleichsam ihre Arme flehend gegen die feindlichen Heerhaufen empor, als wollte sie sagen: Bis hierher und nicht weiter. Ob die beiden Herzöge und ihre Kriegsvölker Solches vernahmen aus dem leisen Rauschen der Wellen, die Vistula mit sich gen Norden führte?

Kurz und gut, es blieb dabei: sie sahen einander an. Und dieweil zur Herbstzeit die Walnüsse reif waren, hatte das Kriegsvolk „seinen Krieg mit Walnußbeißern.“ Es muß fürwahr ein seltsamer Anblick gewesen sein, wie die verwilderten Landsknechte so ganz gemächlich unter den Nußbäumen herumspazierten und eine Nuß nach der andern verzehrten. Die Kinder, die zu dem Troß der Landsknechte gehörten, werden sicherlich auch dabei gewesen sein. Und zuweilen werden sie wohl gar die Schalen in den Fluß geworfen haben. Das hatte Vistula nun zum Lohn für ihre Friedensliebe!

Der Braunschweiger sah denn auch gar bald ein, daß es doch eine harte Nuß war, den Uebergang über die

Weichsel zu erzwingen. Und so zog er denn wieder dahin, von wo er gekommen war. Sein „Gefindlein“ war darob nicht weiter erzürnt, sondern trollte sich ganz vergnügt heimwärts. Den Feldzug aber hieß man spottweise den Rußkrieg.

Es wäre nun gar sehr zu wünschen, daß alle die Kriege, die oft genug nur so vom Zaun gebrochen werden, solchen Fortgang nehmen möchten. Wenn man den Kern der Sache besieht, weshalb Krieg geführt wird, dann ist der Anlaß oftmals auch nicht mehr wie eine taube Muß. Und die hat bekanntlich keinen Kern. Wenn also die Völker durchaus mit einander streiten wollen, dann schlägt der Erzähler vor, daß sie — — nur noch Rußkriege führen dürfen. Die machen aber unnütze Kosten, und so würden es die Völker dann wohl schließlich bleiben lassen.

Seliger Abschied einer Fürstin.

„Bis daß der Tod euch scheidet!“ Solange sollen christliche Eheleute in Freud' und Leid zu einander stehen, und wohl ist's ein schönes Ding um solche Treue. An einem fürstlichen Ehepaare konnte man dieselbe trotz mancher Irrungen auch wahrnehmen. Denn sie hatten sich gar denselben Tag zum Abschied von dieser Erde gewählt, oder vielmehr Gott fügte es so, obwohl die Ehegatten dem Raume nach von einander getrennt waren. Nämlich es war Anno 1568, den 20. März, da schickte sich Herzog Albrecht in Preußen zum Sterben. Er hielt gerade zu Tapiau sein Hoslager, und dort ist er Morgens zwischen



6 und 7 Uhr am genannten Tage von dieser Erde geschieden. Und „denselbigen Tag Glock 10 auf den Abend“ that sein ehelich Gemahl zu Neuhausen den letzten Athemzug. Es war Anna Maria von Braunschweig, die zweite Gemahlin des Herzogs. Die hohe Frau war eine Zeitlang „schwach im Haupt“ gewesen. Aber wie es denn zu geschehen pflegt, vor ihrem Ende „kam sie wieder zurecht.“ Und war das eine Gnade von Gott, denn nun konnte sie sich doch zu einem seligen Abschied bereiten. Herzogin Anna Maria wußte jetzt sehr wohl, was sie that. Denn sie ließ den Doktor Mörlin, der damals Bischof von Samland war, und die Obersten auf dem Schloß zu Königsberg vor sich fordern an ihr Sterbelager. Ob die weltlichen Herren alle gerne diesem Ruf gefolgt sind, weiß ich nicht zu vermelden, denn manch' Einem wird es eben nicht leicht zu Muth, wenn er dem Tode in's Angesicht schauen soll. Aber erbaulich war's doch zu sehen und zu hören, was in dem Sterbegemach vorging. Denn die Herzogin Anna Maria that nun ihr Bekenntniß, daß sie bei der Augsburgiſchen Konfession bleiben und sterben wollte. Und ob sie wiederum in Schwachheit des Hauptes fiel, sollte man doch nimmer an ihr zweifeln. Darauf ließ die Sterbende sich von den Anwesenden die Hände geben, daß sie ihr solches Bekenntniß am jüngsten Tage vor Gott bezeugen wollten. Hat auch noch in alle Kirchen, die zu ihrem Leibgeding gehörten, alle Opera oder Werke des Dr. Luther verchret, damit die Pfarrer fleißig daraus studieren möchten. Und ist dann sanft und selig entschlafen.



Anna Sabinus.

Sie war des Reformators Melanchthon im Jahre 1522 geborenes Lieblingskind, die holdselige Anna Sabinus. Aber seitdem sie in noch sehr jugendlichem Alter dem Humanisten Georg Sabinus angetraut war und mit demselbigen in unglücklicher Ehe lebte, nannte Philippus Melanchthon seine Tochter nur noch „das arme Weib“, das er der fürstlichen Gnade des Herzogs Albrecht von Preußen empfahl. Dorthin, nach Preußen nämlich, ward das Lebensschifflein der unglücklichen Anna Sabinus verschlagen. Mit 14 Jahren hatte sie geheirathet, sicherlich, ohne zu wissen, welchen Schritt sie damit that. Dann hatte sie zu Frankfurt an der Oder gelebt, wo ihr Gatte als Professor an der Universität amtierte. Aber der war öfters auf Reisen abwesend, und ihre glücklichste Zeit verlebte sie dann im Elternhause zu Wittenberg. Dort gebar sie auch einige von ihren Kindern, deren sie sechs ihrem Gatten schenkte. Und nach der Geburt ihres letzten Kindleins, eines Söhnchens mit Namen Albrecht, legte sie sich auf das Sterbelager. Das geschah zu Königsberg, wo ihr Gatte Georg Sabinus der erste Rektor der neugestifteten Universität war, Anno 1547 am 26. Februar. Die arme Frau Anna! So jung noch, und schon so Vieles hatte sie erlebt. Denn die Ehe war, wie schon gesagt, eine höchst unglückliche gewesen, woran der stolze, hochfahrende Sinn des Gatten und seine verschwenderische Lebensweise, sowie die jugendliche Unersahrenheit und Empfindsamkeit Annas die Hauptschuld trugen. Zuletzt war sie noch von der gütigen Herzogin Dorothea an den Hof gezogen worden und verlebte dort-

selbst im Kreise edler Frauen ein paar sonnige Tage. Aber nun war ihre Kraft und ihr Lebensmuth gebrochen, und sie wußte es, daß sie fern von ihren Verwandten und von dem lieben Wittenberg die Augen schließen sollte zum letzten Schlaf. Und da stiegen traute Bilder aus dem Elternhause vor der Seele der sterbenden, jungen Frau auf. Als sie noch ein klein Kindlein war, da hatte sie selber ihren Vater, wie er es ihr nachmals oft erzählte, gar liebevoll getröstet. Denn als Herr Philippus Melancthon eines Morgens gar tief bekümmert über Kirchenangelegenheiten in Thränen ausbrach, da hatte die kleine Anna ihm die Thränen mit ihrem Hemdchen getrocknet, als wollte sie sagen: „Herzliebster Vater, weine nicht!“ Und nun lag sie selber so traurig da und sehnte den Vater herbei, daß er sie trösten sollte. Und als ihr die Thränen über die bleichen Wangen rannen, und die Umstehenden sie fragten, welche Aufträge sie noch für die Ahrigen geben wollte, da konnte sie nur unter Weinen eine stumme Bewegung mit der Hand machen, denn die Stimme versagte ihr bereits. Ach, wenn doch der liebe Vater an ihrem Sterbelager gestanden und ihr nun die Thränen getrocknet hätte! Aber der war ja weit, weit in fernen Landen und wußte noch nicht einmal, daß sein Kind krank war, obwohl sie ihm in der Todesnacht im Traum und zwar als Leiche erschienen ist. Nun, auch dieses Weh ist ausgelitten, und Frau Anna Sabimus ist heimgegangen dorthin, wo das Land des ewigen Friedens ist. Im Dom zu Königsberg aber hängt ein Bild, das man recht gut für eine Madonna halten könnte. Darauf ist eine junge Frau in weißem Kleide zu sehen, die ein Kind auf dem Schooß hält. Auf dem Antlitz ruht ein leidvoller Zug, und der erzählt uns eine ganze Geschichte

und zwar eine gar traurige von Gram und Heimweh und Sterben in der Fremde. Die junge Frau mit dem Kinde ist Anna Sabinus, Melanchthons Lieblingstochter.

Das Licht im Rathhaus.

In dem ostpreussischen Städtlein Bartenstein herrschte Anno 1580 im Monat Dezember ein reges Leben und Treiben. Man hielt nämlich all dort einen Landtag ab, und von nah und fern waren die Deputirten oder Beisitzer herbeigeeilt, um an den Berathungen theilzunehmen. Die letzteren fanden in dem Rathhause statt, und dorthin lenkten sich die Blicke oder doch wenigstens die Gedanken fast aller Einwohner des guten Städtleins.

Gegenüber dem Rathhaus wohnte ein Schneidermeister, der just selber so dünn war wie eine Nadel. Das kam daher, weil er nimmer Ruhe hatte und auf seinem Schneidersitze hin und her fuhr. Ab und zu sprang er auch auf und durchmaß die Stube mit eiligen Schritten, wobei er heftig mit den Armen umherfuchtelte. Dann starren die Gefellen und die Lehrbuben ihn schier entsetzt an, weil seine Augen vor innerer Erregung nur so funkelten. So auch im Dezember des Jahres 1580. Und heute hielt es den Schneider nicht länger in seiner Behausung. Hastig setzte er die Kappe auf das spärliche Haupthaar und lief zu dem Gevatter Schuhmacher, der im Nebenhanse wohnte.

Der biedere Schuhmachermeister war ein seßhafter Mann und hatte sich ruhiges Blut und einen kühlen Kopf bewahrt. So sah er denn gar ernsthaft über die gewaltige Hornbrille hinweg, als der Schneider ihm auf die Bude rückte.

„Gott zum Gruß, Gevatter, was bringt Ihr Neues?“ fragte der Schuster.

Und der Schneider sprudelte hervor: „Da sitzen die Herren noch immer auf dem Rathhaus“ — es war nämlich schon Nachmittag geworden — „und berathschlagen die Schatzung. Aber keinen gebogenen Heller gebe ich dazu.“

„Gemach, mein Herr Gevatter“, fiel der Schuhmacher ihm in die Rede, „die Schatzung ist nothwendig und heilsam, denn sie geschieht zum gemeinen Nutzen, und was wir im Kleinen an Opfern bringen, das kommt uns im Großen zu gute.“

Und nun ging es an ein Debattiren über die Nothwendigkeit der Steuer, die von den Herren im nämlichen Augenblick auf dem Rathhause berathen und — beschlossen wurde. Dort in der Rathsstube ging es ebenfalls gar lebhaft her, wenn die Herren sich auch schließlich einigten. Aber in der Bürgerschaft gab es erhitzte Köpfe, und gar Viele wollten von der neuen Steuer nichts wissen.

Darüber wurde es Abend. Und zur gewohnten Stunde begaben sich die ehrsamten Handwerksmeister auf die Gildestube zum Abendtrunk. Dort wurde erst recht über das Tagesereigniß verhandelt, zumal man in der Bürgerschaft noch nicht wußte, ob ein endgültiger Beschluß gefaßt war. Aber um die Bürgerstunde begab man sich auf den Heimweg, denn spätes Wirthshaus sitzen wollte der hochedle Rath der Stadt nicht leiden und that auch recht daran. Windlichter oder Laternen brauchte man nicht für den Heimweg, denn es war ein sternheller Abend.

Und Gevatter Schuster und Schneider trafen auf dem Heimwege wiederum zusammen. Doch auf einmal stieß der lebhafteste Schneider seinen Nachbar von der Seite an und wies mit seinem spizen Finger nach dem Rathhaus.

„Seht Ihr nichts?“ flüsterte er leise, und ein abergläubisches Gruseln durchzitterte seine schwächtigen Glieder.

„Gewiß sehe ich's, was ist weiter dabei?“ antwortete der Schuster gleichmüthig. „Jeden Abend habe ich's gesehen, solange die Berathungen dauern.“

Was war's? Durch das Fenster des Rathhauses, das doch längst von den Landtagsabgeordneten verlassen war, schimmerte ein helles Licht. Möglich, daß jenseits des Hauses ein Stern am Himmel stand, der durch die Fensterreihe auf beiden Seiten schien. Jedenfalls war es ein besonders hellleuchtendes Sternbild, das man zuvor nicht gesehen hatte.

„Ein Himmelszeichen“, flüsterte der erregbare Schneider, „wer weiß, was es zu bedeuten hat.“

„Ei was“, brummte der Schuhmacher, „unser Herrgott thut nichts ohne Ursach. Und mit dem Stern dort will er sagen, daß er den Herren auf dem Rathhaus ein Licht aufgesteckt hat, so daß sie berathen zum Wohl und Besten von Stadt und Land. Wenn sie also die Schagung für nöthig erachten, will ich ohne Murren meinen Beitrag entrichten. Und damit gute Nacht, Gevatter.“

Die schweren Klopfer fielen gegen die Hausthüren, von innen wurde geöffnet, und die biedern Handwerksmeister verschwanden in ihren Wohnräumen. Durch die Rathhausfenster aber schimmerte nach wie vor der Stern in ruhiger Klarheit.

Das Gespräch zwischen Gevatter Schuster und Schneider habe ich mir ausgedacht, lieber Leser. Aber das Licht im Rathhaus zu Bartenstein will man Anno 1580 wirklich gesehen haben. Wenigstens berichten die alten Stribenten also. Und wir schließen daran den Wunsch, daß auch in

allen andern Rathhäusern im lieben deutschen Vaterlande und darüber hinaus ein helles Licht des Verständnisses brenne, damit alle Berathungen stets geschehen mögen zu wirklichem Nutz und Frommen der Bürgerschaft.

Der wilde Eber.

Heutzutage wissen die Volksbeglückter gar so verlockend davon zu reden, wie man auch dem niederen Volk Bildung beibringen soll. Ja, es besteht für sie gar kein Zweifel: Die Bildung geht entschieden über die Religion, und wenn nur Alles erst recht gebildet sein wird, dann muß auch Alles gut werden. Das hört sich ja am Ende garnicht so schlecht an, obwohl es noch immer gilt, was der alte Joh. Heinr. Schröder von seinem Heiland singt: „Aller Weisheit höchste Fülle in dir ja verborgen liegt.“ Aber wenn nun der sogenannte, gemeine Mann — nebenbei gesagt auch ein Wort, das sich gar seltsam ausnimmt und aus dem Wörterbuch der deutschen Sprache wegen des modernen Beigeschmacks gestrichen werden müßte — wenn nun der gemeine Mann sich nach Bildung und Kultur sehnt und aus seinem Hinterlande in den Kreis der gebildeten Stadtherren und Modedamen tritt, dann wird er noch obendrein trotz aller schönen Phrasen von Seiten der Gebildeten verpöblich und ausgelacht. Unsere Vorfahren pflegten solche Dinge im Gewande der Thierfabel vor Augen zu stellen. Versuchen wir Solches ebenfalls auf unsere Weise. War da einmal vor vielen hundert Jahren — es mochte so circa 1570 sein — in der Gegend von Mohrungen ein großer, wilder Eber, der bis dahin schlecht und recht in seinem Waldrevier dahingelebt hatte. Aber

eines Tages kam es über den wilden Eber wie eine Erleuchtung. Er setzte sich auf seine Hinterfüße, stemmte die Vorderfüße trotzig auf den mit Fichtennadeln bestreuten Waldboden und wies seine Hauer Jedem, der sich ihm nahen wollte. Denn — so simelirte er — es war kein Zweifel, er mußte entschieden zu etwas Besserem geboren sein, als beständig im Waldesdunkel seine Lebtag zu verdämmern. Und die Eichelkost, das war nun sonnenklar, die schmeckte ihm auch nicht mehr. Also, wie es zu geschehen pflegt, es machte sich bei ihm der Zug nach der Stadt fühlbar. Und eines schönen Tages machte er sich denn auf und trabte durch den dunklen Forst gen Mohrungen. Vor den Thoren der Stadt wurden die Stadtschweine gehütet, und zu ihnen gesellte sich der wilde Eber. Welcher Empfang ihm dort zu Theil wurde, das hat der alte Chronikenschreiber nicht berichtet. Aber vielleicht waren die Stadtschweine zu dem wilden Eber immerhin noch höflicher als die Menschen. Denn sobald die Heerde in die Stadt zurückgekehrt war, und man die Thore geschlossen hatte, ging die Jagd auf das Wildschwein los. Die andern Schweine liefen grunzend in ihre Ställe und an ihre Futtertröge, ohne sich um das Schicksal ihres Halbvetters Sorgen zu machen. Aber der wilde Eber nahm bei der Flucht vor den Spießen seinen Weg nach dem Kirchhof, als ob er ein Vorgefühl seines nahen Endes hatte. „Da er denn auch gefangen oder gestochen war worden“, schließt die Notiz bei dem alten Historikenschreiber. Aber was war wohl in dem brechenden Auge des wilden Ebers zu lesen? Jedenfalls die stumme Klage, daß er für sein Streben nach städtischer Bildung und Kultur also übel gelohnet ward.

Das Schwarzhaus.

Zu Insterburg auf dem Schloß hauste so um 1570 bis 1590 Burggraf Hans Rüdgerling, ein gar wackerer Herr. Bei dem hatte sich Kaspar Hennenberger zum Besuch angemeldet. Besagter Hennenberger war Pfarrer am Löbenichtschen Hospital in Königsberg. Aber der geistliche Herr hatte eine sonderliche Vorliebe für Landkarten. Und da er sich vorgenommen, von seinem lieben Preußen eine Landkarte anzufertigen, reiste er überall umher, sobald es Zeit und Umstände erlaubten. Bei diesen oftmals recht beschwerlichen Reisen wurde er von dem Markgrafen Albrecht Friedrich mit Geldmitteln unterstützt, sonst hätte er es allein wohl nimmer zuwege gebracht. Auch die Beamten mußten ihm auf des Landesherrn Befehl mit Rath und That zur Seite stehen. Und so hat er denn die Landtafel oder „Mappen“ gezeichnet und auch einen Folianten als Erklärung dazu geschrieben, worin er von allen Städten und Flecken mancherlei Historien zu vermelden weiß. Doch kehren wir wieder zu dem wackeren Burggrafen Hans Rüdgerling zurück. Der alte Herr saß auf seinem Schlosse und wartete der Ankunft des wohllehrwürdigen Kaspar Hennenberger. Und der Pfarrer ließ denn auch nicht allzu lange auf sich warten. Frisch und munter war er trotz seiner Jahre von dem Wäglein gesprungen, das ihn in das Insterburgische „Amt“ geführt hatte. Und nun ging es zum Schloß hinauf. Die beiden Herren begrüßten sich mit kräftigem Händedruck, und zuerst ließ der Burggraf seinem Gast einen kleinen Imbiß vorsezen. Den verschmähte Herr Kaspar Hennenberger nicht, und gar bald waren die Beiden in eifrigem Gespräch über Dieses und Jenes, was das

Insterburgische Amt betraf. Der Burggraf machte im allgemeinen viel Ruhmens von seinen Litauern. Und etwas wollte er seinem geistlichen Besuch zeigen, was dem letzteren schier unglaublich erschien. Das war nämlich ein Gehöft, worauf 54 Personen, alle miteinander verwandt, in schönster Eintracht und Harmonie des Geistes lebten. So brachen die Herren denn nach dem Frühstück von dem Schlosse auf und begaben sich nach dem Gehöft. Das letztere bestand aus lauter kleinen Häuschen. In diesen Häuschen wohnten die einzelnen Ehepaare, jedes in seinem eigenen. Außerdem hatte man noch zu jeglicher Verrichtung, als da ist zum Dreschen, Getreidemahlen, Baden, Brauen, Waschen und so fort ein sonderlich Häuslein aufgebaut. In der Mitte aber lag das Schwarzhaus, so benannt, weil es von Rauch und Ruß ganz gefärbt war. Dort wurden von der ganzen Familie gemeinsam die Mahlzeiten eingenommen. Bestand aber die Familie, wie gesagt, aus 54 Köpfen, die weil der Stammvater, der schon das Zeitliche gesegnet, sechs verheirathete Söhne gehabt, und dieser Söhne Kinder zum Theil auch wieder schon in den Ehestand getreten waren. Als der Burggraf und der Pfarrer vor dem Schwarzhaus erschienen, wurden sie von der greisen Aeltermutter gar ehrerbietig empfangen. Das gute, alte Weiblein war schier gerührt über die Ehre solch hohen Besuchs, und ihre Zunge, die sonst das Kommando auf dem ganzen Gehöft hatte, stockte zuweilen. Sie führte nun die Herren umher, so gut ihre Füße sie noch tragen wollten. Nachdem sie alle die Häuslein gezeigt und ihre Bestimmung erklärt hatte, führte sie die Gäste zum Schluß in das Schwarzhaus selber. Dort war schon die Mittagstafel gerüstet, und auch an dieser hatte die Alte das Regiment. Sie „essen

alle gleich einerley Kost, trincken eines Getrancks, die alte Mutter regiret die Kost, Zugemüß essen sie zuhauff, was sie mehr darzu haben, das zerschneit die alte Mutter in gleiche theil, vnd gibt einem jeglichen das seine sonderlich“, schreibt Herr Kaspar Hennenberger hernach in seinem Buch. Danach zeigte die alte Frau den Besuchern einen großen Kasten von Eichenholz mit schwerem Eisenbeschlag. In diesem Kasten bewahrte sie einem jeden Hausgenossen sein Geld sonderlich, in ein großes Tuch gebunden. Das alles konnte man wohl Friede und Eintracht nennen. Herr Kaspar Hennenberger hätte die guten Leutchen am liebsten alle miteinander am Tisch gesehen und einige herzliche Worte zu ihnen geredet. Aber die Schüchternen mochten sich schämen, in ihren „Aleyderchen, gar schlecht und gering von einerley Farben“ und dazu noch frisch von der Arbeit her sich sehen zu lassen. Zudem drängte die Zeit, und der Burggraf sowie der Pfarrer verabschiedeten sich von der Aeltermutter, waren im übrigen auch des Lobes voll, was das alte Weiblein sichtlich erfreute. Auf dem Rückwege zum Schloß, wobei ihnen aus all den Häuserchen viele neugierige Blicke nachgesandt wurden, berichtete der Burggraf noch mancherlei über das Leben in solchen Gehöften. So auch, daß es den Leuten nicht mehr so gut zu gehen pflegte, wenn sie nach beider Eltern Tode schließlich doch zur Theilung und Trennung schritten. Dem Pfarrer aber dünkte es ein „sehr großes Wunder“ zu sein, daß sie sich so wohl sollten vertragen, sintemal selten eine Schwiegertochter sich mit ihrer Schwiegermutter vertragen könnte, aber allda so viele. Solches hat aber der Schreiber dieser Zeilen wohlbedacht zum Exempel für unsere Tage nach-erzählt. Denn das Wort: „Wo du hingehest, da will ich

auch hingehen, wo du bleibest, da bleibe ich auch“, und so weiter, wird bei Traureden oftmals angewandt, als redete es die Braut zum Bräutigam und umgekehrt. Und denken die Leute doch wenig oder gar nicht daran, daß es eine Schwiegertochter zu ihrer Schwiegermutter redete, nämlich Ruth zur Naëmi. Wenn aber nicht nur zwischen den Brautleuten und Ehegatten, sondern auch zwischen den sonstigen Anverwandten eitel Friede und Eintracht herrschte, ei, wie wollte es da wohl stehen um Haus und Herz just wie im Schwarzhaus dort im Insterburgischen Amt.

Die Windsbraut.

Auf dem im allgemeinen flachen Küstenstrich, den das alte Preußenland einnimmt, können die Winde so recht aus-
toben, ob sie nun landwärts oder seewärts kommen. Ja, es scheint an manchen Stellen so, als ob die Winde aus allen Himmelsrichtungen sich allda ein Stelldichein geben. Deshalb führt besonders die Provinz Westpreußen auch nebenher den Namen „Windpreußen“, und als Empfehlung dient ihr das just nicht bei denen „draußen im Reich.“ Manch' einer kann eben den Wind gar nicht leiden, und es verursacht ihm schon Beängstigungen, wenn ein Sturm im Herannahen ist. Davon weiß auch der Erzähler ein Liedlein zu singen. Aber es gehört dazu eben so eine Art von Laubfroschnatur. Mag ein Feder, der das nicht kennt, froh sein. Andere hingegen sagen, es sei doch gar zu schön, in der behaglichen Stube am warmen Ofen zu sitzen oder wohl gar schon in den Federn zu liegen und auf das

Brausen des Sturmwindes zu hören. Gut, es mag ein behagliches Gefühl sein. Und nun soll der Wind selber allen denen, die es sich so behaglich zu machen wissen, erzählen, was er einstmals in alten Zeiten angerichtet hat. Eine nette Geschichte auf jeden Fall, und die Männer werden darüber lachen. Aber das zarte Geschlecht wird darüber schmälen und meinen, der Wind sei doch ein gar zu grober Gesell. Darüber wollen wir nicht streiten, aber in den alten Chroniken steht's nun einmal berichtet, was sich Anno 1589 zu Groß-Pereucken im Dolstettischen Kirchspiel zugetragen. Es war im wunderschönen Monat Mai, und man hätte füglich das sanfte Säuseln eines Lenzwindes erwarten sollen. Aber nichts da. Es erhob sich im Gegentheil ein „grausamer“ Wind und „Kräuseln“, und dieser Sturmwind zeigte sich gar ungebärdig und hat „viel Wunder getrieben, das nicht zu sagen stehet.“ Nicht nur, daß er den Sand von der Straße segte und den Leuten in die Augen streute. Das konnte man sich noch zur Noth gefallen lassen, wenn die Wege einmal so glatt und rein gefegt wurden wie eine Tenne, obwohl das böse Augenpulver keine Freude an dem Reinlichkeitsfuss des Windes aufkommen ließ. Aber nun möge er nur weiter seine Unthaten erzählen. Er hob auch Strohhalme und Federn vom Boden auf und wirbelte sie in der Luft umher. Das war freilich auch nur ein Kinderspiel. Deshalb werden wohl Manche nun schon ungeduldig sagen: Weiter that er nichts? Gemach, er hat auch Bäume umgebogen und dürre Aeste abgebrochen, daß die Vögel erschreckt um ihre Nester flatterten. Dann hat er auch Ziegel von den Dächern gebrochen und wie ein ungezogener Bube mit Steinen geworfen. Doch das alles wollen die Leute ihm noch ver-

zeihen, da er selber es so aufrichtig bekennt. Und endlich? Ja, da hat er noch ein Weib „aufgehoben und in der Luft weit fortgeführt, doch am Leben keinen Schaden zugefüget.“ Was mag er damit nur bezweckt haben, der lose Schelm? Wollte er sich am Ende eine Braut erwählen? Gesteh' er mir, Musjö, sonst soll der Aeolus, der Herr der Winde, ihn allsogleich einsperren! Und nun kommt es denn heraus. Er wollte sich in der That eine Braut aussuchen. Aber er hat sich erst bei dem wilden Tanz durch die Luft das Bildniß zauberscön angesehen und es alt und häßlich gefunden. Und da hat der Wind das Weib wieder behutsam auf die Erde gesetzt und es nicht zur Braut begehret. Und solch' einen Mangel an Ritterlichkeit oder Galanterie, wie die näselnden Franzosen sagen, können die guten Frauen im Preußenland doch nimmer verzeihen.

Drei Tage aus dem Leben Simon Dachs.

Es war ein dunkler Abend im Jahre 1635, als der Sturmwind an den Giebeln und Dächern der guten Stadt Königsberg in Preußen rüttelte. Auch der sonst „Linde“ Pregelstuß zeigte sich ungeberdig und kränfelte seine Wellen, was nicht so leicht vorzukommen pflegt. In einem Hause der Magistergasse — es war das fünfte vom ehemaligen Honigthor — konnte man dieses Wüthen von Wind und Wellen auch so recht wahrnehmen. Denn die Fenster gingen nach dem Flusse, und wer so recht viel Zeit hatte, konnte da seine Beobachtungen anstellen. Jetzt war es

freilich schon Abend geworden und nichts mehr zu sehen. Und viel Zeit hatte der Bewohner des Stübchens auch nicht übrig, denn es war Simon Dach, dazumal noch Kollaborator an der Domschule zu Königsberg. Das war ein kümmerlich Knetlein, und es gab dabei nicht viel zu beißen und zu brechen. Desto mehr Beschwerniß und Verdruß, und so konnte man es dem schwächlichen Manne mit dem bleichen Antlitz und der eingesunkenen Brust wohl ansehen, daß ihm das Schulehalten nicht sonderlich bekam. Aber was half das alles. Es galt, sein ehrlich Stücklein Brot zu erwerben. Was dem guten Simon Dach aber mit zum größten Kreuz und Ungemach gereichte, das war das Korrigiren der Schülerhefte. Eben saß er wiederum dabei, während die Dellampe einen schwachen Schein auf die steifen Schriftzüge der Schüler fallen ließ. Nein, es war wirklich nicht zum Aushalten! Und für eine Weile sprang der Kollaborator von seinem Schemel auf und durchmaß mit eiligen Schritten seine Stube. Draußen heulte der Wind, und diese Musika war dem von Jugend auf musikalischen Dach unleidlich. So griff er denn nach seiner geliebten Viola di Gamba, die an der Wand hing, und entlockte ihr im Auf- und Abschreiten gar liebliche Töne. Ja, seiner Geige konnte er es klagen, was sein Herz bedrückte. Und sein Gemüth war ohnehin schon zur Schwermuth geneigt. Nicht nur seine kümmerliche Lage und die Schularbeit mit ihrem ewigen Einerlei lastete auf seiner Seele, sondern es war überhaupt eine gar böse Zeit, in der man damals lebte. Zog doch die Furie des Dreißigjährigen Krieges durch das deutsche Land, von der Simon Dach in seinen Studentenjahren genugsam geschaut und gehört hatte. Zwar das Preußenland blieb vom Kriege verschont, und

er konnte von seiner Albertina (der Universität) in Königsberg singen:*)

„Die Jugend seh' ich als ein Heer,
Getrieben durch der Zeit Beschwer
Nach Königsberg in Preußen ziehn;
Indem daß Deutschland untergeht,
In Brand und seinem Blute steht,
Wird Fried' und Kunst in Preußen blühen.“

Aber dennoch schlug der grausame Krieg seine Wellen auch bis in das Preußenland, und wenigstens die Kunde von all der Trübsal blieb nicht aus. Dazu kam noch des öfteren Pestilenz und theure Zeit und endlich der damals so erbitterte Kampf und Streit der Lehrmeinungen. Genug, übergenuß, um solch ein zartes und friedliches Gemüth, wie Simon Dach es besaß, niederzubiegen. Und so schloß er denn seine Melodien auf der geliebten Viola di Gamba mit einem schrillen Mißklang, da er all des Sammers und Glends gedachte. Dann setzte er sich wiederum an seine Arbeit, und ein Heft nach dem andern wanderte durch seine Hände. Aber die Exercitia der Schüler wollten „nur mit Widerstreben ein lateinisch Gewand anziehen“, und bei jedem Schnitzer entfuhr dem braven Kollaborator ein Seufzer. Endlich ward ihm das Haupt schwer von all der Mühe und Arbeit, und da er es ein wenig tiefer über die Hefte beugte, schlummerte er unversehends ein. Aber es mußte kein schöner Traum sein, der seine Sinne gefangen nahm. Es war ein Traum, in dem die Kriegsfurie und die Pestjungfrau einen wilden Reigen aufführten. Und dazwischen tanzten die schwarzen Buchstaben aus den Schülerheften und zeigten grinsende Fratzen. Daher fuhr Simon Dach

*) im Schauspiel „Prussiarchus.“

plötzlich aus seinem kurzen Schlummer empor, als vom Dom geläutet wurde. Die dumpfen Glockenklänge übertönten das Heulen des Sturmes und erinnerten den armen Kollaborator an die vielen Leichenzüge, die er frierend und gegen Wind und Wetter singend mit seinen Schülern mitmachen mußte. „Mehr denn tausend Mal bin ich unter dem traurigen Halle der Domglocken den Weg gegangen, der selbst des Herkules Füße ermüden würde.“ Das war so ein Stoßseufzer, der ihm einmal im Rückblick auf seine Schulzeit entfuhr. Aber was half es, die Domglocken erinnerten ihn dieses Mal noch an eine Pflicht, die er übernommen hatte. Die Domglocken sangen dem eben verstorbenen altstädtischen Bürgermeister Hiob Lepner das Grablied. Und er, der junge Kollaborator, hatte es übernommen, dazu die Worte zu fügen und ein Leichencarmen, wie man es damals nannte, zum Gedächtniß des Entschlafenen zu Stande zu bringen. Im Augenblick stand auch der Anfang des Liedes urplötzlich vor seiner Seele. Nun mußten die scripta der Schüler weichen, und hastig schob er die Hefte zur Seite. Dann nahm er ein Blatt Papier und begann die Verse niederzuschreiben, die seiner Seele entströmten. Als bald stand das Leichencarmen auf dem Papier, und wenn wir dem Kollaborator über die Schulter sehen, lesen wir das berühmteste Grablied Simon Dachs:

„O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen,
Die ihr durch den Tod zu Gott gekommen,
Ihr seid entgangen
Aller Noth, die uns noch hält gefangen.“

So konnte nur Einer singen und sagen, der selber aus aller Noth und allem Jammer der Zeit seine Seele aufgeschwungen hat zu Gott und über den Tod triumphirt

mit St. Paulus: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“

* * *
An einem schönen Frühlingstage des Jahres 1641 wanderte Simon Dach aus Königsberg zum Thor hinaus. Er war dem Spaziergehen draußen in der freien Natur gar eifrig ergeben, denn die Landluft that seiner kranken Brust unendlich wohl. Am blauen Himmel stand die Sonne und grüßte den Wanderer. Und von den Zweigen der Bäume erschallte das Lied der Vögel, die ihn als Collega in der Sängerkunst begrüßten. Denn Simon Dach war ja seit Ende des Jahres 1639 zum Professor der Dichtkunst an der Albertus-Universität in Königsberg ernannt, und er war nicht nur ein Professor, der über Gedichte klug reden konnte, sondern ein wirklicher Dichter von Gottes Gnaden. Darum hatte er auch getrost gesungen:

„Phöbus ist bei mir daheime,
Diese Kunst der deutschen Reime
Lernet Preußen erst von mir:
Meine sind die ersten Saiten,
Zwar man sang vor meinen Zeiten,
Aber ohn' Geschick und Bier.“

Damit wollte der gute Dach übrigens durchaus nicht prahlen. Denn dazu war er viel zu bescheiden, wovon sich jedermann überzeugen konnte, der ihm ins ehrliche Angesicht sah. Er war nur glücklich, daß er es den Vögeln gleichthun und ebenso singen konnte zur Freude seiner Mitmenschen. Während des Spazierens schlug er unvermerkt den Weg ein, der nach dem Dorfe Tharau führt. Er kam freilich nicht so weit, denn das Dorf liegt immerhin eine ansehnliche Strecke von Königsberg entfernt. Und

ohnedies mochte er nicht gerne in Tharau vorsprechen. Denn dort wohnte der Pfarrherr Andreas Neander, und dessen Töchterlein hatte man mit seinem Namen in Verbindung gebracht. Das ging so zu. Das „Nennchen von Tharau“ wurde in Königsberg erzogen, und so lernte sie auch Simon Dach kennen. Ob er nun eine stille Zuneigung zu dem liebreizenden Mägdelein gefaßt hat oder nicht, das wird wohl stets im Unklaren bleiben. Genug, es konnte zwischen den Beiden nichts werden, falls überhaupt eine Neigung von einer oder beiden Seiten vorhanden war. Denn Nennchen von Tharau reichte dem Pfarrer Johann Partatius die Hand zum Ehebunde. Und jenes Lied: „Nennchen von Tharau ist's, die mir gefällt, sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld“, jenes rührende Lied soll von dem glücklichen Bräutigam, dem Pfarrer Johann Partatius, bei unserm Simon Dach als Hochzeitscarmen bestellt worden sein! Wie dem auch sei, der gute Simon Dach mußte jedenfalls an das Nennchen und an jenes Lied denken und es leise vor sich hin summen, als er so auf dem Wege nach Tharau fürbaß schritt. Und auf einmal mochte es ihm vorkommen, als ob er doch recht einsam und verlassen wäre. Ja, es war immer dieselbe Einsamkeit, die ihn umfing, drinnen in der Stadt auf seinem Gelehrtenstübchen und draußen vor den Thoren auf seinen Spaziergängen. Höchstens wurde diese Einsamkeit unterbrochen durch die Vorlesungen, die er den Studenten zu halten hatte, und durch die Zusammenkünfte mit gleichgestimmten Freunden. Aber es fehlte ihm etwas, das fühlte er nun mit immer größerer Klarheit. Er würde jenes Lied vom Nennchen von Tharau nicht gesungen haben, wenn er der Liebe Lust und Leid nicht ebenfalls in seinem Herzen ver-

spürt hätte. Und indem er so über das alles nachsann, sah er ein Vogelpärchen auf einem nahen Baume sitzen. Das zwitscherte so fröhlich und hüpfte um das Nest herum, daß er seine helle Freude daran hatte. Da ihm der Weg zu weit wurde, machte er kehrt und lenkte seine Schritte wiederum der Stadt zu. Und während er sich den Thoren von Königsberg näherte, stieg in ihm auch schon wieder der Gedanke auf, wie allein er dort sein würde. Da fügte sich in seinem Kopfe Keim an Keim, und alsbald war das Verslein fertig:

„Soll denn mein junges Leben,
Da alles liebt und freit,
Alleine sich ergeben
Der langen Einsamkeit?“

Auf diese Frage schüttelte aber unser Dichter selber sein weises Haupt und lächelte dazu. Die Sonne am blauen Himmelszelt lächelte auch, und der Professor der Dichtkunst Simon Dach war nunmehr fest entschlossen, sich eine Lebensgefährtin zu wählen. Und am Ende wußte er gar schon eine!

* * *

Es war wirklich so. Nach jenem Frühlingstage gab es in demselben Jahre auch bald Hochzeit. An seinem Geburtstage (29. Juli) konnte Simon Dach die Erwählte seines Herzens heimführen. Es war Regina Pohl, die er schon früher als Laura besungen hatte, während man ihn im Freundeskreise scherzweise Petrarca zu nennen pflegte. Und diese Ehe sollte eine überaus glückliche werden. Eine blühende Kinderschar — es waren fünf Söhne und drei Töchter — wuchs den Beiden im Laufe der Jahre heran. So hätte der gute Simon Dach wohl glücklich und zu-

frieden sein können, wenn nicht auch manches Mal Sorgen um das Auskommen mit seiner zahlreichen Familie gewesen wären. Ueberdies war ja sein Gemüth von jeher zur Schwermuth geneigt, und diese trübe Stimmung wechselte dann mit der frohen Laune, die ihn ebenfalls nie ganz verließ. Sobald aber die Grillen sich in seinem Kopfe bemerklich machten, ging er unverzüglich daran, sie auszutreiben. Dann eilte er ins Freie, und der Gang durch die frische Luft that seinen Sinnen wohl. Das konnte auch zur Winterszeit sein, denn er hatte sich trotz seines schwächlichen Körpers an Wind und Wetter gewöhnt. So schritt er denn auch einmal an einem kalten Wintertage des Jahres 1647 hinaus ins Freie. Eben hatte er noch seinen Studenten eine Vorlesung über die Dichtkunst gehalten und die schwache Brust durch das viele Sprechen angestrengt. Aber nun wollte er auch hübsch den Mund halten, schon von wegen des scharfen Windes, der vom Haff her blies und ihm die sonst so bleichen Wangen röthete. Es war bereits Nachmittag, und die Sonne rüstete sich zum Scheiden. Blutroth ging sie am Horizont unter und spiegelte sich auf dem blanken Eise des Pregelstflusses. Der war von dem grimmigen Winter in Fesseln geschlagen, und während er sonst auf seinem breiten Rücken Schiffe aus aller Herren Ländern trug, sah es jetzt dort ziemlich leer aus. Der Professor Simon Dach hatte zur Sommerszeit immer „der Ruffen Segel“ und „die Schiff“ aus Indien“ auf dem Flusse beobachtet. Aber an dem gegenwärtigen Wintertage sah er lediglich ein paar Rähne eingefroren daliegen, und nur hier und dort hatte auch ein größeres Schiff sein Winterlager genommen. Mit hellen Augen schaute der gute Simon Dach sich das alles an, denn er war nicht nur ein

Poet, sondern auch ein Mann des werktthätigen Lebens. Immer weiter schritt er am Ufer des Flusses dahin, während er in dem zusammengetriebenen Schnee tiefe Fußspuren hinterließ. Nun war die Sonne verschwunden, und von der andern Seite stieg der Mond herauf. Es war ein Bild von winterlicher Pracht und Schönheit, wovon der Südländer sich nichts träumen läßt. Aber es wurde auch immer kälter draußen, und der Schnee glitzerte im Mondenschein. Allmählich bedeckte sich der Himmel mit großen, weißen Wolken, die der Wind heraufführte, und am Ende sollte es zur Nacht noch mehr Schnee geben. Und nun begann Simon Dach sich als Vorfreude für die Heimkehr sein trauliches Heim in der Magistergasse auszumalen. Natürlich hatte er seine Wohnung vergrößern müssen, da die immer mehr anwachsende Familie auch mehr Raum beanspruchte. Das war doch gar zu schön, wenn er von seinen Spaziergängen heimkehrte, und die Kinder ihn dann jedes in seiner Art, begrüßten. Wie warm und traulich war es in den Armen von Weib und Kind und an der Seite des mächtigen Kachelofens, in dessen Röhre wohl gar für ihn Bratäpfel zischten zum heißen Willkommen. Ja, darüber konnte man schon die Kälte des Winterabends vergessen und durch den Schnee stapfen. Denn nun benutzte der Herr Professor seine eigenen Fußstapfen von vorhin, indem er seine Schritte wiederum heimwärts lenkte. Und während des Gehens stieg in ihm der Gedanke auf, diesen winterlichen Spaziergang doch einmal in einem Gedicht zu schildern. Das war ja für ihn nicht etwas gar so Großes, und er konnte auch im Gehen seine Reime schmieden. So schritt er denn in Gedanken weiter und ward es kaum gewahr, daß er sich bereits seinem Hause näherte. Und

als er nun daheim anlangte und in die warme Stube trat, und als die Kinder ihm jubelnd entgegen eilten, da merkte seine treue Hausfrau sogleich, daß er ein Gedicht im Kopfe, aber noch nicht auf dem Papier hatte. So hieß sie ihn denn freundlich nach dem ersten Willkommen auf sein Stübchen gehen und das Gedicht niederschreiben, ehe es in alle vier Winde zerflogen wäre. Und der gute Professor Dach war ein gar gehorsamer Ehemann. Er befolgte den Rath seiner Regina und warf ohne sonderliches Stocken die Verse auf das Papier:

„Wenn ich in dem Wiesenschnee
An des Pregel's Rande geh',
Einen guten Reim zu fassen,
Und den nördlich kalten Ost,
Setzt den Stadt und Landestrost,
Ziemlich mich durchwehen lassen;
Steckt dann spät des Himmels Haus
Sein bewölkt'es Nachtlicht aus,
Das mich heim zu gehen zwinget:
Wer begreift die Lieb' und Zier,
Die durch meine Kinder mir
Wenn ich komm' entgegenspringet!
Dieses krahlt nach aller Lust
An der mütterlichen Brust,
Dieses reitet auf dem Stecken,
Jenes tanzt und jauchzt mir zu.
Steinern ist, dem dies nicht Ruh'
Ober Freude kann erwecken.“

So, nun war das Gedicht fertig und zu Papier gebracht. Und nun schnell in die Kinderstube. Ja, da sah

es just so aus, wie es im Gedichte stand. Und Frau Regina reichte dem glücklichen Gatten das Jüngste dar und näherte sich der Ofenröhre. Denn da zischten richtig die Bratäpfel, und die sollten dem Hausherrn nach dem Gange durch den scharfen Frost ein Labfal sein.

Die Kürbishütte.

Es ist ein schönes Ding um die rechte und wahre Freundschaft. Man hat die Ostpreußen als „Virtuosen der Freundschaft“ gerühmt, und daß sie es verdienen, werden wir hernach sehen. Auch so manches Lied ist zum Lobe der Freundschaft gesungen worden. Aber kaum ist irgend ein anderes Lied so herzerquickend als das küstliche von Simon Dach, dem Königsberger Sänger:

„Der Mensch hat nichts so eigen,

So wohl steht ihm nichts an,

Als daß er Tren' erzeigen

Und Freundschaft halten kann,

Wenn er mit Seinesgleichen

Soll treten in ein Band,

Berspricht sich, nicht zu weichen,

Mit Herzen, Mund und Hand.“

Der wackere Simon Dach hatte aber auch dort in Ostpreußen einen Freundeskreis, wie er sich nicht so leicht wieder zusammenfindet. Und während er der Dichter dieses Kreises war, spielte ein Anderer die Rolle der Sängers. Dieser Andere war Heinrich Alberti, der das Amt eines Organisten an der Domkirche zu Königsberg bekleidete. Allerdings, er war nebenbei auch ein Dichter, und wer sollte sein Morgenlied „Gott des Himmels und der Erden“

nicht kennen? In ihm hatten sich „Musika und Poeterey als zwei gleichgezierte Schwestern“ die Hand zum Bunde gereicht. Aber sein Lebensberuf wies ihn doch hauptsächlich auf die Musika hin. Der zu Liebe hatte er ja ehemals der trockenen Rechtswissenschaft entsagt. Und noch eine Liebe hatte der treuherzige Bogtländer, nämlich die zur Natur. So hatte Heinrich Alberti sich denn trotz seiner bescheidenen Mittel, mit denen er Weib und Kind ernähren mußte, draußen vor den Thoren von Königsberg ein Gärtchen zugelegt. Zwar winzig klein war dieses Gärtchen, aber es hatte doch eine Laube oder „Hütte“ darin Platz, die er mit Kürbis umrankte. Ob er dabei wohl an den Propheten Jonas mochte gedacht haben, der auch unter dem Kürbis saß und mit Gott und der Welt haderte? Nein, ein solch Gemüth besaß unser Alberti nicht. Sondern er war eine stille und zufriedene Seele. Aber ernstern Gedanken mochte er sich ebenfalls hingeben trotz dem Propheten Jona. Da sehen wir ihn, wie er an einem schönen Tage im Hochsommer, etwa des Jahres 1646, draußen in seinem Gärtchen lustwandelt. Er erwartet seine Freunde, um mit ihnen bei einem bescheidenen Trunk zu plaudern und zu musizieren, und die Laute hat er schon auf dem Tisch zurechtgelegt. Für die Freunde hat er eine Ueberraschung vorbereitet, und ein sinniges Lächeln spielt um seine Mundwinkel. Und siehe da, allmählich erscheinen seine Gäste. Da ist zuerst der gute Simon Dach, den er mit besonderer Herzlichkeit begrüßt. Aber vor dem kurfürstlichen Rath Robert Roberthin verneigt er sich gar ehrerbietig, obwohl der hochgestellte Mann die Bescheidenheit selber ist und die Worte *modestia victrix* (Bescheidenheit ist Siegerin) zu seinem Wahlspruch erkoren hat. Endlich erscheint noch der

meistens trübgestimmte Georg Mylius, der den blinden Magister Huldreich Schönberger am Arm führt. So ist die kleine Gesellschaft denn vollzählig, und gerade haben sie noch Alle in der Hütte Platz. Aber alsbald bestürmen die Gäste den liebenswürdigen Wirth mit Fragen von wegen der Ueberraschung. Denn der wackere Alberti hat davon schon etwas verlauten lassen. Also, es hilft nichts, er muß damit heraus. Und er bittet die Gäste bescheidenlich, sich noch einmal zu erheben und vor die Laube zu treten. Dort hebt er die Kürbisse empor, die bereits wegen ihrer Schwere am Boden liegen. Und siehe, da hat er auf jeden Kürbis den Namen eines Freundes aufgezeichnet und ein Verslein dazu geschrieben. Das gefällt den Gästen gar wohl, und nun geht es an das Vorlesen. Der blinde Magister Schönberger stößt verwundert über den Einfall des Freundes seinen Stock auf die Erde, und der kurfürstliche Rath Roberthin lauscht begierig den Worten des guten Alberti. Der aber liest die Namen und Sprüchlein vor, und gar wehmüthig klingt es:

„Ich und meine Blätter wissen,
Daß wir dann erst fallen müssen,
Wenn der rauhe Herbst nun kömmt:
Aber du, Mensch, weißt ja nicht,
Ob's nicht heute noch geschieht,
Daß dir Gott das Leben nimmt.“

Zwischen den Kürbisblättern raschelt leise der Wind, und es geht zum ersten Mal im Jahre durch die Natur und durch die Menschenseelen eine Herbstahnung.

Im Thurmpfeiferstübchen.

Wie war es doch ehemals so unsichere Zeit in deutschen Landen! Da zogen die Raubritter und Buschlepper hin und her durch Wald und Feld, und wehe dem friedlichen Kaufmann, der seine Waare heimbringen wollte und den Wegelagerern in die Hände fiel. Wagten sich auch oftmals dicht an die Städte heran, jene tollen Gesellen, die ihr Leben feck in die Schanze schlugen. Aber noch schlimmer stand es, wenn der Feind in Gestalt eines großen Heeres heranzog. Das kam oft genug vor, denn ehemals war das Kriegführen und Morden und Brennen nichts Seltenes. Da wurde die Sache dann ernst, und man verdoppelte an den wohlverwahrten Thoren der Stadt die Wachen, und von den Kirchthürmen läutete man Sturm. Ja, es war eine unruhvolle Zeit. Aber die Städte hatten sich auch sorgsam bewehrt mit Mauern und Wällen und Thürmen. Und droben auf den letzteren hausten die Thurmwächter und schauten Tag und Nacht aus, ob der Stadt auch keine Gefahr von etwaigen Feinden drohte, oder ob auch keine Feuersbrunst ausgebrochen wäre. Besuchen wir einmal den Thürmer von St. Katharinen zu Danzig. Es ist ein schöner Thurm, der von St. Katharinen, und schon von Weitem fällt er dem Wanderer ins Auge. Droben ist auch ein gar kunstreiches Glockenspiel angebracht, das alle Viertelstunde seine geistlichen Lieder erschallen läßt. Und der Historienschreiber kennt eine brave Hausfrau, die wegen des liebgewordenen Glockenspiels nicht vom Katharinenthurm fortzieht, sondern immer in seiner Nähe wohnt. Davon wäre vielleicht ein andermal zu erzählen. Doch außer dem Glockenspiel birgt der Katharinenthurm noch des Thurm-

feifers Stube, und dort wollen wir ein Stündchen vor-
sprechen. An der Thür ist ein Bildwerk zu schauen. Da
ist ein Kranich aufgemalt, der in der einen erhobenen
Kralle eine Kugel trägt. Ein seltsames Bild fürwahr.
Doch die dabeistehende Inschrift klärt uns darüber auf.
Sie lautet: „Der Kranich läßet sich vom Schlaf gar nicht
benehmen, Darum der Thurmpfeifer muß zur Wachsamkeit
sich bequemen.“ Also so ist's gemeint. Warum gerade der
Kranich als Sinnbild der Wachsamkeit gewählt ist? Das
ist nicht leicht zu sagen. Zerbrechen wir uns nicht weiter
den Kopf darüber. Und nun treten wir ein. Dort sitzt
der alte Thurmpfeifer auf seinem Ruhebett am grün-
glasirten Ofen, und vor ihm auf dem Tisch brennt die
trübe Dellampe. Aus dem Wandschrank hat er seine Pfeife
hervorgeholt, und darauf bläst er sich selbst zur Kurzweil
die „Königin der Melodien“: „Wachet auf, ruft uns die
Stimme.“ Wie das klingt, auch dort droben in dem engen
Thurmgemach! Und draußen heult der Sturm, denn es
ist ein kalter Winterabend, und die Schneeflocken wirbeln
an den Thurmluken vorüber. Ja, „Wachet auf, ruft uns
die Stimme Der Wächter sehr hoch auf der Zinne, Wach
auf, du Stadt Jerusalem!“ Heutzutage hat man die
Wächter auf den Thürmen nicht mehr nöthig. Es ist nicht
mehr so unruhige Zeit, und wenn es einmal ernst wird,
und die Kriegsfurie durchs Land zieht, dann nützen die
Wächter nichts mehr. Aber wer achtet auf den bösen
Feind, der in den Gassen der Stadt umgeht, und wer
wacht über die Seelen der Menschen? Ist dieser böse
Feind nicht noch weit gefährlicher als der Feind draußen
vor den Thoren? Gewiß, und ob auch Unzählige sein
Dasein und seine Macht und Gewalt leugnen, man kann

sich oft genug von seiner verderbenbringenden Wirksamkeit überzeugen. Nun wohl, wer wacht gegen diesen bösen Feind, den „Mörder von Anfang?“ Ein Mensch kann da nichts ausrichten. Aber Einer wacht. Das ist der droben im Himmel. „Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst.“ Auf den Thürmen schimmert heute zur Nachtzeit kein Licht mehr. Aber an dem Himmel droben schimmern Gottes Sterne und mahnen uns an seine Vatergüte und Vätertreue. Er kann dem bösen Feinde wehren, daß derselbe unsere Seelen nicht ins Verderben bringe. Darum, wie der alte Nicolaus Hermann singt:

„Die Engel dein zur Wach' bestell',
Daß uns der böse Feind nicht fäll',
Vor Schrecken, Angst und Feuersnoth
Behüt' uns heut', o lieber Gott.“

Die St. Catharinengilde auf Hela.

Es giebt nur wenige Menschen, die sagen: Wo und wie mein Leib nach dem Tode zur Erde bestattet wird, das ist mir gleichgültig. Die Meisten geben doch das Verlangen kund, auf ordentliche und ehrbare Weise zur letzten Ruhe zu kommen. Gut, wenn nur nicht oftmals die Sucht und das Streben nach allerlei Glanz und Prunk damit verbunden wäre. Welch' eine Unsitte macht sich heutzutage breit in dem übertriebenen Schmuck der Kränze, zu denen das Geld wohl manches Mal wohl gar erst geborgt werden

muß. Doch genug davon. Die Sorge, ein ehrliches Christengrab zu haben, ist berechtigt. Es soll ja auch eine Stätte sein, wo die Hinterbliebenen zuweilen in stiller Andacht und Wehmuth verweilen können. Aber die Sorge um das Christengrab geht noch viel weiter. Denn es heißt im dritten Artikel, der leider nicht so im Bewußtsein der Christen lebt, wie er es wohl verdient, nicht umsonst: „Ich glaube an eine Auferstehung des Fleisches.“ Also die Todten werden aus ihren Kammern hervorgehen. Und darum singt der fromme Johann Heermann:

„Wenn Du die Todten wirst
An jenem Tag erwecken,
So thu' auch Deine Hand
Zu meinem Grab ausstrecken,
Laß hören Deine Stimm',
Und meinen Leib weck' auf,
Und führ' ihn schön verklärt
Zum auserwählten Hauf.“

Aber was geschieht mit den Todten, die im kühlen Meeresgrunde schlummern? Was geschieht mit denen, die im Kampf mit den wilden Wogen hinabgerissen wurden in die Tiefe? Ein schreckliches Loos! Doch — „das Meer gab die Todten, die darinnen waren“, so heißt es in der Offenbarung Johannis vom jüngsten Gericht. Das Meer giebt seine Todten wieder, früher oder später. Von Zeit zu Zeit spült die Woge einen Leichnam ans Ufer. Wer birgt den fremden Leichnam in den Schooß der Erde? So hat man sich schon Anno 1351 auf der Halbinsel Hela gefragt. Du kennst doch diese Halbinsel, lieber Leser? Es ist die lange, schmale Landzunge, die sich vor die Danziger

Bucht lagert. Also dort beschäftigte man sich schon in dem genannten Jahre mit obiger Frage. Und man stiftete die St. Catharinengilde zur Beerdigung angeschwemmter Leichen. In dem jetzt so bescheidenen Fischerort muß ehemals Wohlstand geherrscht haben. Denn die zahlreichen Mitglieder der St. Catharinengilde spendeten damals viele Gaben zu dem beregten Zweck. Und nun, lieber Leser, an den Strand von Hela! Dort sieht es kahl und öde aus, und nur der weiße Dünenstrand leuchtet im Abendschein. Eine Anzahl ernster Männer ist versammelt, und in ihrer Mitte liegt auf dem Sande eine fremde Leiche, die das Meer angeschwemmt hat. Die Männer sind dabei, die Leiche auf dem dafür bestimmten Platz zu beerdigen. Und dabei haben sie so allerlei Gedanken. Ob die Leiche wohl die Stadt auf dem Meeresgrunde gesehen hat, so denkt der Eine. Denn es hält sich die Sage aufrecht, daß auf der Spitze von Hela eine blühende Stadt gestanden und einstmals ins Meer gesunken sei. Ja, der Danziger Rathsherr Johann Uphagen, von dem jener biedere Fischer am Strande von Hela freilich nichts weiß, hat uns in seinem gelehrten Werk *Parerga historica* sogar den Namen jener Stadt, nämlich *Skurgon*, als einer phönizischen Pflanzstadt aufbewahrt. Doch nichts weiter von gelehrten Sachen. Dazu ist der Augenblick zu ernst. Denn jener weißbärtige Fischer dort denkt bei dem Anblick der fremden Leiche an sein eigenes Ende. Wo wird ihn der Tod ereilen? Auf der heimtückischen See, wo er so oft den mancherlei Gefahren getrotzt hat? Oder auf dem Lande hinter dem warmen Ofen, was ihm gar nicht seemännisch vorkommt? Gleichviel, er kennt den rechten Steuermann für sein Lebensschifflein, Jesus Christ. Und durch seine Seele zieht ein

Gefühl, das wir uns ebenfalls merken können, und das wir in dem Verse des Danzigers Johann Daniel Falk ausdrückt finden:

„Wie vor unserm Angesicht
Mond und Sterne schwinden!
Wenn des Schiffleins Ruder bricht,
Wo dann Rettung finden?
Keine Hülf' ist als beim Herrn,
Er ist uns der Morgenstern.
Christ, Kyrie,
Erschein uns auf der See!“

Der Kirchbau in Schöneck.

Weshalb die Bewohner von Schöneck in Westpreußen ihr Städtlein also benannt haben, weiß ich nicht zu sagen. So gar besonders schön und anmuthig ist das Eckchen Erde nicht, wo sie sich angesiedelt haben. Wenigstens nicht heutzutage. Aber die Evangelischen dortselbst haben in alten Zeiten nun schon gar keine Ursache gehabt, von einer schönen Ecke zu reden, wo sie ihr Ruheplätzchen gefunden. Im Gegentheil, ein Ruheplätzchen war's nicht, und sie haben vielerlei ausstehen müssen. Insonderheit von der römischen Geistlichkeit, die sie dort nicht leiden wollte. Und sodann von den polnischen Beamten, die dem Klerus allzeit gefügig waren. Genug, als im Jahre 1741 die alte evangelische Kirche zusammenzustürzen drohte, da war guter Rath theuer. So banfällig war das Kirchlein, daß man dasselbe abbrechen mußte. Aber die Erlaubniß, eine neue Kirche zu bauen, war nicht so leicht zu erlangen, denn der römische Klerus und die polnischen Beamten konnten da ein Wört-

lein dreinreden und thaten es auch. Hin und her zogen sich die Verhandlungen, und endlich wurde die Erlaubniß erteilt. Aber, unter einer seltsamen Bedingung. Und die lautete: Die neue Kirche muß in 24 Stunden gebaut werden. Das war wie in der Sage oder im Märchen. In 24 Stunden! Das war ja gar nicht möglich. Und es sollte auch nicht möglich sein. So dachten wenigstens der Klerus und die Beamten. Aber es wurde doch möglich. Damals war Johann Christoph Weise evangelischer Geistlicher in Schöneck. Der wandte sich um Hilfe an den Danziger Rath, wobei ihn der Schönecker Bürgermeister Johann Friedrich Flachshaar kräftig unterstützte. Und richtig, der Danziger Rath bewilligte zum Bau einer neuen evangelischen Kirche in Schöneck 900 Fl. Aber in 24 Stunden sollte die Kirche ja dastehen. Auch dafür wurde Rath. Als bald ließen die Schönecker das Balken- und Sparrwerk zu einer kleinen, aus Fachwerk herzustellenden Kirche in Danzig „abbinden“, und dann wurde Alles aufgeladen. Auf 107 Wagen wurden die fertigen Bauthteile der Kirche in der Nacht vom 14. zum 15. September 1741 von Danzig nach Schöneck geschafft. Zahlreiche Bauhandwerker begleiteten den Transport, und 94 Danziger Stadtsoldaten waren als Bedeckung dabei. So etwas war noch nicht erhört worden. Wie mögen die Danziger den Wagen nachgeschaut haben! Es ist ja eine ziemliche Reise von etlichen Meilen. Und richtig, am 15. September, in der Frühe, kamen die Wagen in Schöneck an. Da wird es erst recht erstaunte Gesichter gegeben haben. Aber manch Einer mag auch die Hände gefaltet haben zu stillem Dankgebet. Die Gegner rührten sich indessen, und auf dem polnischen Kirchhof wurde eine Versammlung von 600 Landleuten abgehalten.

Der Woywode erschien auf dem Bauplatz, um zu sehen, was aus der Sache werden sollte. Aber der Bau wurde unverzüglich in Angriff genommen, und ehe 24 Stunden um waren, stand das Kirchlein da. Am 23. Sonntag nach Trinitatis wurde es eingeweiht. Es war klein und ärmlich genug, aber die evangelische Gemeinde konnte doch sagen: „Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest.“ Das sollen die Schönecker den Danzigern nicht vergessen. Wie gesagt, es klingt wie ein Märchen, und doch ist es wahr. In solchen Zeiten der Kirchennoth lernen die Menschen das Gotteshaus lieben. Aber, ob nun 24 Stunden daran gebaut wurde oder Jahrzehnte, und wohl gar Jahrhunderte, die Hauptsache bleibt, daß die Kirche auf den rechten Grund- und Eckstein gebaut ist: Jesus Christus. Kennst Du den, lieber Leser?

Der Kantsche Februar.

Von dem Kantschen Imperativ*) wird der geneigte Leser, der auch „auf Unverstädten“ gewesen ist, wie der gute Wandsbecker Bote sagt, wohl schon gehört haben. Aber der Kantsche Februar, was soll das heißen? Der Erzähler will wohl nur seinen Spaß damit treiben. So denkt der Leser. Aber die Sache hat doch ihre Wichtigkeit. Wenn Einer sein Leben „nach der Uhr“ einzurichten verstand, dann war es der große Weltweise Immanuel Kant zu Königsberg. Des Winters wie des Sommers stand er pünktlich um fünf

*) „Handle so, daß die Maxime deines Willens zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann.“

Uhr Morgens auf. Fünf Minuten vor der festgesetzten Zeit trat sein langjähriger Diener Lampe ins Zimmer mit dem kurzen Zuruf: Es ist Zeit! Und diesem Kommando gehorchte der Weltweise unweigerlich, auch wenn er einmal in der Nacht keinen Schlaf gefunden hatte. Bei Tisch fragte er dann oftmals seinen Diener: „Lampe, hat er mich in dreißig Jahren nur an einem Morgen je zweimal wecken dürfen?“ „Nein, hochedler Herr Professor“, lautete die feste Antwort des ehemaligen Kriegers. Um 5 Uhr trank Kant zwei Tassen sehr schwachen Thee und rauchte eine Pfeife Tabak. Dann ging es in die Studierstube, wo er bis zum Beginn der Vorlesungen arbeitete. Nach Beendigung der letzteren, um 12³/₄ Uhr, kleidete sich Kant zum Essen um. Bei der Tafel liebte er keine Eile und wollte hier, seinem Ausdruck zufolge, dem Körper die Ehre geben. Nach dem Mittagstisch ging der Professor ohne Ausnahme eine Stunde lang spazieren, früher mit Kollegen und Studierenden, im höhern Alter stets allein, weil er beim Gehen nicht sprechen wollte. Nur bei Schnee und Eis ließ er sich von seinem Diener begleiten und machte dann bei glattem Wege seinen „Trampelgang“, d. h. er hob die Füße hoch auf und machte äußerst kleine Schritte, um nicht zu fallen. Nach dem Spaziergange kümmerte er sich um die häuslichen Angelegenheiten und las dann Briefe, Zeitungen und Journale. Darauf schritt er noch im Zimmer auf und nieder, um über die Vorlesungen des nächsten Tages oder schriftstellerische Arbeiten nachzudenken, schrieb Bemerkungen darüber auf seine Memorienzettel und ging dann zwischen 9 und 10 Uhr (im Sommer bisweilen etwas später) zu Bett. Die von ihm für den Schlaf festgesetzten Stunden vor und nach Mitternacht hielt er für die Grundlage alles Wohlbefindens.

Man sieht, der ganze Tageslauf war regelmäßig eingetheilt. Und so ging es Wochen, Monate, Jahre. Kein Wunder, daß Kant trotz seines schwächlichen Körpers bei dieser Lebensweise ein so hohes Alter von nahezu 80 Jahren erreichte. Uns kommt dieses Leben sehr ruhig, sehr leidenschaftslos vor. Das macht der Kantsche Imperativ, den der Weise sich selber vor allen zur Richtschnur nahm. Aber ist solch ein Leben ohne Kampf und Sieg, ohne Fallen und Aufstehen ein glückliches zu nennen? Man sollte es meinen und den Philosophen, der sich den Kopf so hübsch kühl zu bewahren wußte, beinahe beneiden. Doch besuchen wir ihn einmal in seinem Altenstübchen, da er 79 Jahre alt ist. Dort sitzt der bereits recht gebrechliche Mann in seinem Lehnstuhl vor dem Schreibtisch und legt das Buch, in dem er soeben gelesen hat, zur Seite. Noch kann er die feinste Schrift ohne Brille lesen, obwohl er die Sehkraft seines linken Auges schon seit zwanzig Jahren eingebüßt hat. Aber er ist doch schon recht hinfällig geworden. Seine Schwester, die Wittve Theuer, erscheint doch viel rüstiger, obwohl sie nur sechs Jahre jünger ist. Wie stink und rührig geht sie noch hin und her und sieht nach seinem Hauswesen. Der greise Philosoph schaut ihr nach und seufzt tief auf. Ihm ist das Leben jetzt nur noch eine Bürde. Und so nimmt er denn sein Gedenkbüchlein zur Hand und blickt eine Weile sinnend vor sich hin. Dann ergreift er die Gänsefeder und schreibt in das Büchlein mit deutlichen Schriftzügen den Vers, der ihm soeben durch den Sinn gegangen ist:

„Ein jeder Tag hat seine Plage;
Hat nun der Monat dreißig Tage,
So ist die Rechnung klar:

Von dir kann man dann sicher sagen,
Daß man die kleinste Last getragen,
In dir, du schöner Februar.“

Draußen ist es ein heller Sommertag, da er dieses schreibt, denn es ist der 17. August im Jahre 1803, und die Schwalben fliegen zwitschernd am Fenster vorüber. Aber der alte Mann, der ein so selten ruhiges und friedliches Leben geführt hat, zieht von diesem Leben die Summa. Und die lautet zu Gunsten des Februar, da er die wenigsten Tage, also auch die kleinste Last habe! Der Kantsche Imperativ ist trotz allem ein „Fehlschluß“, denn die Menschen werden ihn im Kampf mit den Begierden ihres Herzens nie ganz erfüllen. Aber der Kantsche Februar ist eine traurige Wahrheit; denn Einer, der das Leben wohl noch besser verstand als der Königsberger Philosoph, nämlich Hiob sagt: „Der Mensch vom Weibe geboren lebt kurze Zeit, und ist voll Unruhe, geht auf wie eine Blume, und fällt ab, fliehet wie ein Schatten, und bleibet nicht.“

Die Höllenfahrt der Selbsterkenntniß.

Dieses Mal muß der freundliche Leser den Historien-schreiber nach London begleiten. Aber wozu denn nach London, diese Frage drängt sich sogleich auf die Lippen. Wir wollen doch in unserm lieben Altpreußen verweilen. Gemach, dort in London wissen wir ein Königsberger Kind in großer Herzensbewegung, und da ist es Christenpflicht, daß wir uns um dasselbe kümmern. Es ist der 21. April 1758,

und das Königsberger Stadtkind ist Johann Georg Hamann, der nachmals so hochberühmte „Magus des Nordens.“ Wie ist er denn nach London gekommen? Ja, das ist so zugegangen. In Riga ist er zu dem Handelshause des reichen Johann Christoph Berens in Beziehung getreten. Und das Handelshaus hat trotz seiner gewiß oftmals viel gerühmten Praxis einen Fehlgriff gethan. Man glaubte nämlich in Hamann einen Kaufmann ersten Ranges zu entdecken und betraute ihn mit einer kaufmännischen Mission nach London. Und da sitzt nun der arme Hamann und ist mit seiner Aufgabe kläglich gescheitert. Zuerst ist er in London zu einem Quacksalber gegangen, um sich vom Stottern heilen zu lassen, denn mit solchem Gebrechen glaubte er schon garnicht vor die englischen Handelsherren treten zu können. Aber der Quacksalber hat ihm nicht geholfen, und so hat er „seine Geschäfte mit der alten Zunge und mit dem alten Herzen angefangen“ und ist stotternd vor die Handelsherren getreten. Die haben gestaunt über die Wichtigkeit der Mission, noch mehr aber über die Ausführung derselben und am meisten über die Wahl der Person, der man die Erledigung der Geschäfte anvertraut hatte. Das war aber unser Hamann selber. Und dann haben die vornehmen Handelsherren gelächelt, und — die Mission war gescheitert. Denn der gute Hamann übte, wie er selbst sagt, das forte nur im Denken, im Handeln aber das piano. Sein Mißerfolg verwirrte ihn, er gerieth in schlechte Gesellschaft, aus der er sich jedoch bald befreite, und nun — — begann seine „Höllenfahrt der Selbsterkenntniß.“ Ja, das war eine ärgere Schlacht als die, welche der alte Fritz im selbigen Jahre etwas später bei Zorndorf schlug. Wer nichts davon erfahren hat, der kann

nicht mitreden. Genug, Hamann lernte das ganze Gland kennen, sein eigenes und das der ganzen Menschheit. Und vor seinen Augen that sich ein Abgrund auf, der ihn zu verschlingen drohte. Die äußere Noth, in die er gerathen war, erschien ihm noch nicht als das Schlimmste. Drei Monate lang lebte er von Wassergrütze und einmal am Tage von Kaffee. Aber die innere Noth, die Noth der Seele, das wurde ihm schier unerträglich. Und was that er? Er hatte für seine Verhältnisse eigentlich schon zu viel für Bücher ausgegeben. „Aber die Dürre seiner Umstände und die Stärke seines Kummers entzogen ihm den Geschmack seiner Bücher. Sie waren ihm leidige Tröster, diese Freunde, die er nicht glaubte entbehren zu können, für deren Gesellschaft er so eingenommen war, daß er sie als die einzige Stütze und Stierde des menschlichen Schicksals ansah.“ Doch ein Buch wollte er sich jetzt wenigstens noch kaufen. Das war eine Bibel. Die las er nun mit wahrem Heißhunger und Feuereifer durch. Und über dem Lesen ward es in seiner Seele ruhiger. Da sitzt er nun am 21. April 1758 und ist mit dem Lesen der Bibel zu Ende gekommen. Und die „Höllenfahrt der Selbsterkenntniß“ ist nun auch zu Ende. Denn nun kann er sagen: „Ich fühle Gottlob! jetzt mein Herz ruhiger, als ich es jemals in meinem Leben gehabt.“ Nun ist er gerüstet, über Riga in seine Vaterstadt Königsberg zurückzukehren und dort der „Magus des Nordens“ zu werden, dessen Aussprüche selbst einen Goethe mit Stannen erfüllten.

Diese „Höllenfahrt der Selbsterkenntniß“ muß ein jeder Christ durchmachen, so es ihm anders mit seinem Christenthum ernst ist. Lieber Leser, gereut's dich, mit mir über's Wasser nach London gefahren zu sein und diese „Höllen-

fahrt der Selbsterkenntniß“ mit erlebt zu haben? Du hast einen Kaufmann kennen gelernt, der noch weniger als ein schlechter Kaufmann, sondern vielmehr gar keiner war, und der doch die eine köstliche Perle erlangte.

Klim regt sich!

Gewalt geht vor Recht! Das ist auch so ein Sprüchwort, welches leider oft genug im täglichen Leben seine Anwendung findet. Man sieht es nicht gar so selten, wie diejenigen, welche die Gewalt und die günstige Gelegenheit auszunützen verstehen, im Leben Recht behalten. Ob dabei das Recht auch wirklich auf ihrer Seite ist, das ist ihnen gleichgültig. Und die Welt sieht dem Treiben ruhig zu. Ja, sogar Gott sieht dem Treiben zu. Er läßt es geschehen, daß manches Mal Unrecht und Gewaltthat triumphieren. Er läßt es geschehen, daß der Unschuldige unterliegt. Denn „der Gerechte muß viel leiden; aber der Herr hilft ihm aus dem allen.“ Es fragt sich nur, wann. Hier auf Erden sieht es oftmals so aus, als ob eben Gewalt vor Recht geht. Damit sind nicht solche Händel gemeint, die vor Gericht entschieden werden. Gott sei Dank! kann man da wohl sagen, daß es noch Gerechtigkeit im Lande giebt. Aber die vielen Fälle, die niemals zu Ohren des Richters kommen, und in denen der Gewaltthätige oder Schlaue triumphiert, und der Unschuldige und Aufrichtige unterliegt! Ein Rechtsgelehrter im vorigen Jahrhundert hat das auch empfunden. Es war Theodor Gottlieb von Hippel, gestorben 1796 als Oberbürgermeister von Königsberg. Doch an dem Abend, von dem wir reden, denkt der wackere Mann noch nicht ans Sterben! Im Gegentheile, er kommt bei

hellem Mondenschein aus einer Gesellschaft mit jugendlich leichten Schritten dahergewandert. Dort in der Gesellschaft hat er durch geistvolle Unterhaltung gegläntzt, denn er besitzt einen Humor, der mit dem einen Auge lacht und mit dem andern weint. Das ist ja der ächte Humor. Nun biegt der Oberbürgermeister von Hippel in die Holzgasse ein. Dort liegt der helle Mondschein auf dem mangelhaften Straßenpflaster, und die hochgiebligen Häuser werfen seltsame Schatten darüber hin. Und merkwürdig, der hochgestellte Mann beginnt beinahe zu laufen. Fürchtet er sich etwa, allein durch die menschenleere Gasse zu gehen? O nein, es ist etwas ganz Anderes. Und während er längst daheim wieder in seiner Junggesellenkause sitzt und noch Nachts an seinem Schreibtisch einen Brief schreibt, können wir die Lösung des Räthfels erfahren. Da schreibt der gelehrte Mann in wunderlichen Schriftzügen, die beinahe so wunderbarlich sind wie seine „Lebensläufe nach aufsteigender Linie“: „Von Wahrzeichen weiß ich Euch wenig oder nichts zu sagen, außer der schönen Aufschrift an einem Hause:

Klim schlepst du? Warstu nu schlafen,
 En de Welt es nicks mehr goots to hopen,
 Trie, Glowe, Recht, of das rechte Recht,
 De hebben sit alle veer schlafen gelegt,
 Nu so komm du leeve Herr
 On weck se op alle veer.*)

*) Klim schläfst du? Wirst du nun schlafen,
 In der Welt ist nichts mehr Gutes zu hoffen,
 Treue, Glauben, Recht, auch das Rechtthun, (?)
 Die haben sich alle vier schlafen gelegt,
 Nun so komm, du lieber Herr,
 Und weck sie auf alle vier.

Mir ist in dieser Inschrift so was vom lieben jüngsten Tage, daß ich bei dem Hause bei Mondschein nicht ohne Schauer vorbeilaufen kann, wo diese Jüngstetageschrift angeschrieben ist. Gehn könnt ich nicht vorbei um Tausende. Da dünkt mich immer: „Klim regt sich.“ Also deshalb ist der Oberbürgermeister von Hippel so im Lauffschritt durch die Holzgasse geeilt! Und nun schreibt er einem Freunde und theilt ihm die Inschrift an jenem Hause in der Holzgasse mit, an der er nicht bedächtig vorübergehen kann, sondern vorbeilaufen muß. Wie merkwürdig! Selbst der Rechtsgelehrte weist gar ernst auf den jüngsten Tag hin, an dem Alles zum abschließenden und gerechten Urtheil kommen soll. Also mögen sich freuen Alle, die da Unrecht leiden. Es giebt noch einen Tag, da auch ihnen ihr Recht werden soll. Denn Recht muß doch Recht bleiben. Das lehrt uns jene Inschrift an dem Hause in der Holzgasse zu Königsberg.

Gezwungene Eh' bringt Jammer und Weh.

Ja, viel Thränen sind schon darum gestossen, wenn man Liebe erzwingen wollte. Wie oft ist es nur Eigensinn und Habsucht von Seiten der Eltern oder sonstigen Anverwandten, die eine Ehe durchaus zu Stande bringen wollen, und ob das Herz der am nächsten dabei Betheiligten tausendmal nein sagt. Besonders auf dem Lande spielt ja die Rücksicht auf Geld und Gut meistens die Hauptrolle bei den Eheschließungen, und die wirkliche Herzensneigung muß dann oftmals zurücktreten. Wenn dann nur noch

Alles gut geht, und der anfänglich widerstrebende Theil, sei es die Braut oder der Bräutigam, sich in den Wunsch der Eltern und Anverwandten hineinfindet. Aber es schlägt auch zuweilen zum Unglück aus. Im Folgenden so eine kleine, erschütternde Geschichte, auf die der Historienschreiber durch ein ostpreussisches Volkslied gebracht wurde. Es ist ein regenschwerer Märztag, und um die im Thal versteckt gelegene Mühle pfeift der Thauwind. Aber wenn es draußen in der Natur trübe aussieht, so ist es drinnen auf den Gesichtern der Mühlenbewohner erst recht der Fall. Der Müller sitzt mit finstern Mienen vor seinen Rechenbüchern und macht einen Ueberschlag, wieviel er seiner Tochter mitgeben kann, wenn der nicht mehr jugendliche Gutsverwalter aus der Nachbarschaft sie heimführt. Die Mutter sitzt am Fenster hinter dem blühenden Goldsack mit einem Strickstrumpf beschäftigt. Gegen die Fensterscheiben klatschen die Regentropfen, und aus ihren Augen fallen von Zeit zu Zeit verstohlen ein paar Thränen hernieder. Sie möchte ja gerne ihrem einzigen Kinde, ihrem Töchterlein, den Willen lassen. Und deren Sinn steht nicht nach der Heirath mit dem Gutsverwalter. Sondern sie ist dem Mühlknappen in ihres Vaters Hause in heimlicher Liebe zugethan. Aber der Müller hat doch schon so etwas davon gemerkt und darum betreibt er die Heirath mit dem ihr verhassten Gutsverwalter erst recht. So stehen die Sachen dort in der Mühle. Und die Tochter geht mit einem Gesicht umher, so trostlos und so thränenleer, daß der Anblick einen schaudern macht. Sie hat auch keine rechte Lust mehr zur Arbeit, und wenn sie etwas angefangen hat, läßt sie es bald wieder liegen. Nun geht sie hinaus in den Garten. Dort zwischen den Weidenbäumen am Mühlens-

teich wandert sie langsam dahin, und der Wind peitscht ihr die nassen Zweige in das Gesicht. Ja, Jammer und Weh im Herzen und sich nicht einmal ausweinen können, das ist größtes Herzeleid. So vergeht wohl eine Stunde, und noch immer ist die Müllerstochter draußen im Garten. Und drinnen in der Stube bei den Allen ist es so still, daß man die Regentropfen am Fenster und das Summen einer Fliege hört, die aus dem Winterschlaf erwacht ist. Auf einmal stürzt der Mühlknappe in die Wohnstube. Sein Antlitz ist kreidebleich, und seine Kniee schlottern. Und mit fliegendem Athem macht er die Mittheilung, das Mühlrad wolle nicht recht vorwärts, und ein dunkler Körper sei dort im Wehr zu sehen. Also dahin ist es gekommen! Die Müllerstochter ist in das Wasser gegangen, und Keiner hat es vorher bemerkt, um es verhüten zu können. Großer Gott, wieviel Jammer und Weh! Aber wer trägt die Mitschuld an der schweren Sünde des Selbstmordes, welche die Jungfrau in ihrer Verzweiflung begangen? Ja, gezwungene Eh' bringt Jammer und Weh, in diesem Falle schon vorher, bevor die Ehe geschlossen werden konnte. Und aus solch' einer traurigen Historie mag denn wohl das ergreifende Volkslied entstanden sein, das man noch Anfangs der fünfziger Jahre in Ostpreußen sang. Es lautet:

Meister Müller, thut doch nachsehn,

Was in eurer Mühle ist geschehn,

Denn das Rad, das bleibt ganz stille stehn,

Als wenn etwas wollt' zu Grunde gehn. —

Die Frau Müllerin, sie ging wohl in die Kammer,

Schlug die Hände über den Kopf zusammen,

Denn wir haben das einzige Töchterlein,

Die wird uns ja wohl ertrunken sein! —

Kommt ihr Träger, kommt gegangen!
Seht, das Rad hat sie gefangen,
Die ihr habet gekränzet mit Rosmarin,
Weil sie noch Braut und Jungfrau ist.

Ach, das Lied mag späterhin auch unter den Fenstern der Mühle erklingen sein an schönen Sommerabenden, wenn die Rosen dufteten, und die Nachtigall im Gebüsch sang, und der Vollmond am Himmel stand. Aber dann war Alles, Alles längst vorbei, und die Eltern mußten immer und immer an ihr todes Kind denken. Nun, Gott sei Dank! einen so traurigen Ausgang wird es wohl nur selten nehmen. Die Eltern mögen sich wohl vorsehen, eine Heirath zu erzwingen, wenn das Herz des Kindes durchaus dagegen spricht. Denn hernach giebt es in der Ehe oftmals viel Jammer und Weh, nämlich Streit und Unfrieden. Aber auch die Kinder mögen sich wohl prüfen, ob sie den Eltern in diesem einen Stück wirklich nicht gehorchen können, und ob die Liebe, die sie einem andern als dem von den Eltern Ausgewählten zugewandt haben, auch die Probe aushält und treu und ächt ist wie Gold. Denn es kann auch geschehen, daß die Eltern weiter und klarer schauen und für ihr Kind doch eine gute Wahl getroffen haben. Denn sie suchen für ihre Kinder ja doch stets das Beste. Möchten sie es auch nur immer treffen!

In einem kühlen Grunde.

Wer kennt nicht das Lied in ergreifendem Naturlaut, das mit obigen Worten anfängt, und wer hat dieses Lied nicht schon gesungen, und es ward ihm so ganz eigen und schwermüthig ums Herz. Die gelehrten Herren, die in

sogenannter Literaturgeschichte arbeiten, verlegen die Entstehungszeit des Liedes nach Lubowitz in Schlesien, dem väterlichen Stammschloß des Dichters Joseph von Eichendorff. Aber in Danzig erhält sich mit Zähigkeit die Ueberlieferung, jenes Lied sei in der Umgegend der alten Hansestadt entstanden, und beziehe sich auf die sogenannte Thalmühle bei Zoppot. Es ist ein schönes Fleckchen Erde, das da soeben genannt wurde. Gegenwärtig ist dort freilich nichts von einer Mühle zu sehen. Sondern man findet nur ein Gasthaus vor, und von dessen Terrasse hat man einen überwältigend schönen Ausblick auf das blaue Meer. Aber vor Jahren soll dort eine Mühle im Thal gewesen sein. Daher auch der Name. Und der Dichter Joseph von Eichendorff mag so manches Mal dort gewelt haben. Er war nämlich seit dem Jahre 1821 Regierungsrath in Danzig. Und trotz Ant und Familie schwärmte er gern wie in der schlesischen Heimath in Wald und Feld umher. Seine Ehe war eine überaus glückliche. Er hatte seine geliebte Luise von Larisch, mit der er Jahrelang verlobt gewesen, endlich heimführen dürfen. In seiner Häuslichkeit im Verkehr mit Weib und Kind fand er das reinste Glück. Auch einen Freundeskreis hatte sich der hochstehende und feinsinnige Mann in Danzig gebildet. In Folge seiner hohen Geburt und Stellung verkehrte er mit dem Bischof von Ermland Joseph von Hohenzollern, der im Kloster Oliva residierte, und mit dem Oberpräsidenten von Schön, mit dem ihn besonders die gleiche Begeisterung für die wieder herzustellende Marienburg verband. Auch mit dem altlutherisch gerichteten, gelehrten und musikalisch hervorragenden Dr. Kniewel von St. Marien in Danzig verkehrte er. Man sieht, ein sonniges, vielgestaltiges Leben.

Und doch diese Schwermuth in seinem Liede! Wie mag er nur zu diesen Versen gekommen sein, während er auf der Thalmühle bei Zoppot saß.

„Hör' ich das Mühtrad gehen,
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still.“

Ja, „ich weiß nicht, was ich will“, das geht wohl jedem Menschenherzen so. „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir?“ sagt der Psalmensänger. Das Bangen und Sehnen des Herzens hört nimmer auf, so lang der Mensch athmet. Darum heißt's in jenem Liede: „Ich möcht' am liebsten sterben, da wär's auf einmal still.“ Ist dem so? So lange das Mühtrad geht, merkt es der Müller nicht. Aber sobald es einmal stillsteht, dann schreckt der Müller selbst aus dem Schlaf empor und wird unruhig. Der Tod allein ist nicht das Heilmittel zum Stillwerden. Wohl aber hat der alte Kirchenvater Augustinus uns ein Recept verschrieben, und das lautet: „Du, Gott, hast uns zu dir geschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es ausruht in dir.“ Doch wie? Auf der lieblichen Thalmühle so ernste Gedanken? Das hat der lebenswürdige Sänger von Thal und Höhen mit seiner süß melancholischen Waldeinsamkeit verschuldet. Und doch möchten wir es nicht missen, jenes ergreifende Lied: „In einem kühlen Grunde.“

„Guten Morgen, Herr Fischer.“

Eine jede größere Stadt hat sie, nämlich ihre bekannten Straßenerscheinungen. Und in Königsberg sind dieselben

ebenfalls vertreten gewesen. Vielleicht am meisten bekannt war der Kandidat Fischer. Er war sein Lebenlang Kandidat. Im Jahre 1781 war er zu Heinrichsdorf bei Soldau geboren. In Königsberg studierte er Theologie und alle möglichen Wissenschaften und blieb bis an sein Lebensende dabei. Das heißt, er brachte es niemals zu einem Examen und zu einer Anstellung. So ernährte er sich denn auch nur kümmerlich von Gratulationsgedichten und Unterstützungen. Als er 45 Jahre alt geworden, war er in Folge der Entbehrungen bereits äußerst schwach und elend. Da wurde er denn im Jahre 1826 als Provinzial-Armer in das große Hospital von Königsberg aufgenommen. Er erhielt seine besondere Stube, Feuerung und ein Verpflegungsgeld von 2 Thlr. 10 Sgr. monatlich. So lebte er noch zehn Jahre, bis er 1836 an der Wassersucht starb. Nicht wahr, ein bejammernswerthes Dasein! Versuchen wir einmal, den Tageslauf des Kandidaten Fischer zu schildern. Es ist aber zur Winterszeit, und draußen herrscht empfindliche Kälte. Schon vor Tagesanbruch eilt der menschenscheue Mann durch die Straßen von Königsberg. Es ist eine große, hagere Erscheinung. Den Kopf trägt er vornüber geneigt, und unter dem breitkrämpigen Hut kommen die langen, dunklen Haare hervor. In dem leichten Ueberrock friert der fünfzigjährige Mann gar jämmerlich. Und wer weiß, ob er etwas Warmes, ja überhaupt einen Bissen im Magen hat. Die Nachtwächter, die in ihren Pelzen einherschreiten, kennen ihn schon. Und „Guten Morgen, Herr Fischer“, rufen sie ihm entgegen. Daher soll denn auch die Redensart entstanden sein. Den armen Kandidaten ärgert dieses „Anschreien“, wie er es nennt. Deshalb erwidert er auch den Gruß nicht, und eilt mit vorgebeugtem

Oberkörper vorwärts. Aber die Leute verschonen ihn nun erst recht nicht mit dem zur Mode gewordenen Gruß. Jetzt ist er an seinem Ziel angelangt. Das ist der Brunnen neben der Haberberger Kirche, auf dem die Gestalt des tapfern Schuhmachers Hans von Sagan angebracht ist. Dasselbst hält der Kandidat jeden Morgen seine Brunnenkur, denn das dortige Wasser mundet ihm am besten. Und zu dem Wasser wird dann wohl bis Mittag nur ein Stück trockenes Brot erhalten müssen. Wie er die Zeit bis etwa 9 Uhr hinbringt, das überlassen wir ihm. Aber zur erwähnten Stunde findet er sich auf der Kgl. Bibliothek ein. Und da sitzt er nun Tag aus Tag ein in dem Lesezimmer. Dort ist es wenigstens warm. Den Kopf mit dem bereits ergrauenden Haar über die seltensten Bücher und Druckwerke gebeugt, studiert er emsig. Auf allerlei Blättchen macht er in den wunderlichsten Zeichen seine Auszüge. Das Schlimmste ist, daß er diese Zeichen später oft selber nicht mehr versteht. So gehen die Stunden des trüben Wintertages dahin. Und nun wird die Bibliothek geschlossen. Natürlich muß unser Kandidat jetzt auch das Feld räumen. Noch einen letzten Blick wirft er in den stattlichen Folianten im Schweinslederband. Da kriecht ein Bücherwurm zwischen den leicht vergilbten Blättern langsam umher. „Der hat es besser als ich“, denkt der Kandidat. Und durch seine Seele geht das Psalmwort: „Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch, ein Spott der Leute, und Verachtung des Volks.“ (Ps. 22, 7.) Ja, er kann sich sehr unglücklich fühlen, der allseitig verlachte und verspottete Kandidat. Nun ist er auf der Straße und strebt wiederum im Laufschrift dem Hospital zu. Natürlich tönt es ihm von verschiedenen Seiten entgegen: „Guten Morgen, Herr Fischer.“

Aber der Kandidat beachtet das nicht. Doch plötzlich fährt er erschrocken zusammen. Dort taucht im Straßengewühl eine ihm wohlbekannte Gestalt auf. Es ist der Fleischergefelte, der mehr wie alle Anderen mit ihm seinen Spott treibt. Aber dieses Mal soll es ihm nicht gelingen, denkt der Kandidat. Eben will er um eine Ecke verschwinden, trotz des weiten Umwegs, den er dann machen muß. Doch da schallt ihm schon aus dem Munde des Fleischergefelten ein spöttisches „Guten Morgen, Herr Fischer“, entgegen. Und der Kandidat giebt es seufzend auf, dem Hohn und Spott zu entrinnen. Er bleibt auf dem Wege, der ihn direkt nach Hause führt, während der Fleischergefelte ihn noch eine Strecke verfolgt. Endlich ist er daheim angekommen. Eine fast kahle Stube! Nur eine hölzerne Bettstelle mit Stroh gefüllt, die gleichzeitig als Lager und als Sitz dient, ist vorhanden. An Stelle des Tisches muß ein Brett herhalten, das hier und da aufgelegt und beim Schreiben festgehalten wird. Und dann Bücher, nichts als Bücher, wohl an die 700 und unzählige Papiere. Dazu ein Staub, der aller Beschreibung spottet. Denn der Kandidat läßt die Stube weder kehren noch scheuern. Das würde ja unter seinen Büchern Unordnung schaffen! Alles, was er thun kann, besteht darin, daß er jährlich mehrere Pfunde Salz herumstreut. Geheizt ist die Stube nicht, denn das Brennmaterial pflegt er zu verkaufen. Es ist empfindlich kalt in dem Raum, und fröstelnd nimmt er das karge Mittagmahl ein, das aus geringen Fleischresten und Brot besteht. Und dann hüllt er sich in einen unbeschreiblichen Schlafrock, der aber noch leidlich wärmt, setzt sich zwischen das Bettstroh und macht sich an seine Arbeit. Das ist dieses Mal eine gar seltsame. Er setzt nämlich

eine „Supplik“ oder Bittschrift auf gegen jenes lästige „Anschreiben“ und ganz besonders gegen jenen Fleischergesellen. Da malt er auf einen großen Bogen Papier mit frosterfarrter Hand das etwa zwei Zoll hohe Bild jenes übermüthigen Fleischergesellen, des „Königsberger Armen-Banditen“ in Farben hin. Besonders schön sieht das Bild freilich nicht aus. Der Fleischergeselle trägt eine schwarze Mütze, gelbe Weste, graue Jacke, braune Hosen, weiße Schürze und — einen Schweineschinken in der Rechten. Das Alles hat der Kandidat mit schlechten Wasserfarben so leidlich hingemalt. Und nun kommt dazu ein Beiblatt mit der Bezeichnung a. a. a., was eine Abkürzung für „Anschreiben des Armen, (verkauften Reichen) beim Drieh (d. h. alt coptisch „Namen“) wie einen „Hund“ bedeutet. Man sieht, der Kandidat hat viel studirt. Er beruft sich auf den berühmten Maler Apelles, der seinen Beleidiger durch eine Kohlenzeichnung der Bestrafung überlieferte. Dann bringt er unter vielen Beispielen den Beweis, daß die Menschen durch solch ein spottlustiges Verhalten immer schlechter werden, und daß bereits hochgestellte Personen vor schmähsüchtigen Angriffen nicht mehr sicher sind. So lange das Tageslicht noch ausreicht, hat unser Kandidat das Alles mühsam zu Papier gebracht. Und am nächsten Tage will er die Supplik dem Kgl. Polizei-Präsidium überreichen. Es hat freilich nichts geholfen. Und er ist durch alle Instanzen bis vor den königlichen Thron gegangen, und man hat ihm doch nicht helfen können. Doch davon weiß der arme Kandidat vorläufig noch nichts. In seiner Stube bricht die Dämmerung herein, und er streckt sich auf seinem Strohlager aus und verfällt in ein waches Träumen. Und wir? Wir müssen ihn in seiner trostlosen Lage nun ver-

lassen. Es ist ja auch schon längst vorbei, was er gelitten hat, nicht ohne eigene Schuld. Aber etwas klingt uns doch aus dem düstern Armenstübchen nach. Und zwar die Mahnung an unser Herz und Gewissen, durch freundliches Belehren und Zureden der rohen Spottlust und Verfolgungsjucht gegenüber solchen unglücklichen Straßenfiguren zu steuern. Wie mögen solche armen Seelen doch oft voller Verbitterung und Schwermuth sein. Und in dem Neujahrsliede von Paul Gerhardt bitten wir doch nicht umsonst:

„Gieb fröhliche Gedanken
Den hochbetrübten Seelen
Die sich mit Schwermuth quälen.“

Ein seltener Fund.

Wer kann wissen, was der Schooß der Erde Alles in seinem Innern birgt. Zuweilen kommen Schätze an's Tageslicht, die man dort nicht vermuthet hat. Man muß nur nicht direkt danach suchen und unendliche Mühe und Kraft und Zeit darauf verwenden. Aber so von ungefähr einen Schatz in der Erde finden, das ist eine gute Sache. So geschah es denn auch einmal in Königsberg im Jahre 1852. Dort wühlte man in einer Straße die Erde auf, und die Vorübergehenden hatten Mühe, auf dem Bürgersteige weiter zu kommen. Aber es mußte sein, und so half denn auch alles Murren nichts, womit das edle Bürgerherz sich in solchen Fällen Luft zu machen pflegt. Man war nämlich damit beschäftigt, in jener Straße die Gasröhren zu legen. Und das war denn doch ein solcher Fortschritt, daß selbst der begeistertste laudator temporis acti oder Lobredner der Vergangenheit es sich mußte gefallen lassen. In alten

Zeiten waren die Straßen nur mangelhaft oder garnicht erleuchtet, so daß ein Jeder am besten that, mit einer Laterne auszugehen. Und nun das Gaslicht, welches auf so und so viele Schritte hin den Weg erhellte. Wie gesagt, ein bemerkenswerther Fortschritt, und der Historien-schreiber thut sich ordentlich etwas darauf zu Gute, daß er in diesem Stück unser gegenwärtiges Saeculum lobt. Den Arbeitern freilich, die mit dem Aufgraben der Erde beschäftigt waren, lagen solche Betrachtungen fern. Sie freuten sich nur, daß der Arbeitstag bald zu Ende ging, und sie dann nach Hause kommen konnten. Doch halt, was beförderte da soeben der Spaten eines Arbeiters mit einer Erdscholle zu Tage? Das schimmerte ja noch ein wenig in den letzten Strahlen der Abendsonne. Am Ende ein Stück Silber! Richtig, es war ein silberner Löffel, gar fein gearbeitet. Am bemerkenswerthesten natürlich der Stiel, der allein der kunstvollen Bearbeitung Gelegenheit bot. Und zwar lief der Stiel in eine zierlich geformte Figur des Evangelisten Johannes aus. Dabei stand der Stempel J M eingravirt und die Schrift Berendt Hveningk. Diesen Löffel hatten die Arbeiter dort in der Erde gefunden, und nun standen sie Alle herum und betrachteten das seltene Fundstück, das späterhin in eine Alterthums-sammlung wanderte. Ja, was sollte aber der Löffel bedeuten? Die Arbeiter wußten es nicht, doch die kirchliche Alterthums-wissenschaft gab eine Antwort darauf. Der Löffel hatte jedenfalls in alten Zeiten dazu gedient, fremdartige, in den Abendmahlskelch gefallene Gegenstände herauszunehmen. Solch' eine zarte Schen hatte man dazumal vor dem hoch-heiligen Sakrament. Und da muß denn der Historien-schreiber wiederum die alte Zeit loben, er mag wollen oder

nicht. Sägt man denn auch heutzutage noch diese zarte Scheu vor dem Sakrament des Altars? Wo man noch festhält an dem wahren Leib und dem wahren Blut des Herrn, allerdings. Aber wo das nicht mehr der Fall ist, und nur noch das Wörtlein „bedeutet“ Geltung hat? Ei, welche Betrachtungen dort mitten auf der Straße von Königsberg bei der aufgegrabenen Erde. Und welche Gedanken und Empfindungen bei dem Anblick des silbernen Köffels im letzten Tageschein. Es sind wohl die Gedanken, die der fromme Johannes Franck in dem Verse ausspricht:

Nein, Vernunft die muß hier weichen,
Kann dies Wunder nicht erreichen,
Daß dies Brot nie wird verzehret,
Ob es gleich viel Tausend nähret;
Und daß mit dem Saft der Reben
Uns wird Christi Blut gegeben.
O, der großen Heimlichkeiten,
Die nur Gottes Geist kann deuten!

Zu Epiphania.

Handwerk hat einen goldenen Boden! Das ist ein altes, gutes Sprichwort, aber es will leider heutzutage nicht mehr recht wahr werden. Denn die Maschinen verdrängen immer mehr die fleißigen Hände des Handwerkers. Sie machen Alles ja auch viel schneller und viel billiger. Und so sinkt der Handwerker zum Handlanger herab, zum Handlanger der Maschine. Gott sei es geklagt, wohin ist es mit unserm guten, alten Handwerkerstand gekommen! Aber was soll das Alles, und dazu noch unter der Ueberschrift: Zu Epiphania? Hat der Erzähler dieses Mal den

Faden verloren und schwagt er von anderen Dingen? Nur Geduld, das Epiphaniafest steht in Beziehung zu dem ehrsamem Handwerkerstand. Denn die heiligen drei Könige, wie die Tradition oder Ueberlieferung sie nun einmal benennt, erschienen in dem Stall zu Bethlehem, wo Joseph, der Zimmermann, sie gewiß gar freundlich bewillkommnete. Und sie neigten sich und brachten ihre Gaben dar dem Kindlein in der Krippe, das in dieser unscheinbaren Gestalt doch die Fülle der Gottheit in sich barg. Doch nicht von den heiligen drei Königen will der Erzähler reden. Auch nicht von Joseph, dem Zimmermann, obwohl er für den schlichten und demüthigen Nährvater des Heilands viel Liebe übrig hat. Sondern von einem biederen Handwerker der Neuzeit soll hier erzählt werden. Es brauchen ja nicht immer die Großen und Gewaltigen der Erde zu sein, oder die Klugen und Weisen, von denen in allerlei Historien berichtet wird. Im Gegentheil, der schlichte Mann aus dem Volk soll auch zu seinem Recht kommen. Und wirklich, ich sehe ihn im Geiste noch vor mir, den braven Meister Stosch. Dort steht er allein in seiner Werkstatt, wo er noch all sein Handwerkszeug aufbewahrt. Freilich, nur aufbewahrt, denn die Arbeit hat er längst aufgeben müssen. Sitzt es ihm doch so schwer auf der Brust, daß er vor leidigem Asthma und Athemnoth manches Mal schier verzagen möchte. Aber trotz alledem verweilt er alle Tage ein Stündchen in der Werkstatt. Er braucht ja nur aus seiner Wohnung die Treppe hinunter zu steigen. Hinauf geht es dann später freilich schwerer. Von der Decke der Werkstatt hängt eine Petroleumlampe herab, die er angezündet hat. Und so steht der Meister Stosch und denkt vergangenen Zeiten nach. Ja, einstmals war es mit dem Handwerk etwas

Anderes. Und da war er auch noch ein rüstiger Mann und ein kunstfertiger Tischler. Einmal hat er auch für die Kirche von St. Marien in Danzig gearbeitet. Da wurden nämlich die goldenen Sterne angefertigt, die das Deckengewölbe zieren. Von unten gesehen erscheinen sie garnicht groß. Aber nimmt man einen in die Hand, dann sieht man doch, daß schon ein Stückchen Holz zu jedem gehörte. Einen solchen überzähligen Stern hat sich nämlich der alte Stosch zum Andenken aufbewahrt. Ab und zu nimmt er ihn von dem Gesims herab und betrachtet ihn mit wehmüthigen Blicken. So auch heute. Und dabei wird sein Auge feucht. Den goldenen Boden hat sein liebes Handwerk schon vielfach verloren. Wenn es nur nicht noch den Stern verliert, das heißt, den festen, treuen Glauben zu dem Gott der Väter. So denkt der alte Stosch und läßt in seinen Händen den Stern in dem Schein der Lampe glänzen. Und das ist nun auch eine Historie, die sich aber nicht auf dem großen Welttheater abspielt, sondern im Verborgenen. Gott schütze den ehrsamem Handwerkerstand!

Allerlei vom Bernstein.

I. Einleitung.

Draußen am Meer ist es feierlich still, wie wenn die Natur selber ihren Athem anhält. Nur leicht gekräuselt sind die Wellen, die zum Ufer stulhen, indem ein sanfter Windeshauch darüber hinwegweht. Und der Himmel sowohl, wie das Wasser erscheinen in einem leuchtenden Blau, das die Herbstsonne mit einem goldenen Schimmer verflärt. Wir wandern langsam am Ufer entlang, da wir uns nicht satt schauen können an der Pracht, die sich

unsern Augen darbietet. Und doch, urplötzlich wird unsere Aufmerksamkeit auf einen winzigen Gegenstand gelenkt, der zu unsern Füßen liegt. Es ist ein Stückchen Bernstein, das wir entdeckt haben, und hellglänzend liegt es in dem Sonnenschein da. Wir dürfen es getrost aufheben und mit nach Hause nehmen, ohne daß wir befürchten müssen, deshalb gerichtlich belangt zu werden. In früheren Zeiten war es damit freilich anders, und alte Verfügungen berichten davon so Mancherlei. Zum Beispiel wurde im Jahre 1410 für unbefugtes Bernsteinsammeln ohne Weiteres Aufhängen an dem nächsten Baume als Strafe verordnet. Im Jahre 1647 setzte man auf Entwendung von 1 Pfund Bernstein eine ziemlich bedeutende Geldstrafe fest, für Entwendung von 3 Pfund ertheilte man bereits Staupenschlag, für 4 Pfund Staupenschlag und Landesverweisung, und für mehr als 4 Pfund war einem bereits ohne Gnade der Strang sicher! Ja, im Jahre 1649 wurde zu Fischhausen in Ostpreußen jeder Spaziergang am Strande bei Geldstrafe verboten, weil man das Sammeln von Bernstein verhindern wollte. Erklärlich wird diese Strenge dadurch, daß man früher Bernsteinstücke von 17 Pfund fand, die natürlich einen bedeutenden Werth hatten. Heutzutage dagegen sind die größeren Stücke viel seltener geworden, während man das Sammeln der kleinen Bernsteinsplitterchen nicht mehr verbietet. Wir können also, wie gesagt, ruhig solch' ein Stückchen Bernstein aufheben und es näher in Augenschein nehmen. Natürlich drängt sich uns zunächst die Frage auf, woraus denn eigentlich der wunderbare Bernstein besteht. Sogar die Poesie hat darauf eine Antwort gegeben, und obwohl wir nicht daran glauben, mag das betreffende Gedicht doch hier

eine Stelle finden. Es führt die Ueberschrift: „Gold'ne Thränen“ und lautet folgendermaßen:

Einst hat in Schmerzen das Meer geweint
Viel gold'ne Thränen, die sind versteint
Und leuchtender Bernstein geworden,
Und wenn der Sturm in den Tiefen saust,
Die Welle mächtig an's Ufer braust,
Das Meer dann in wilden Afforden
Sein altes, ewiges Zornlied singt,
Das trüb und dumpf und verbittert klingt
Von der Freiheit, die untergegangen.
Dann trägt die Woge in schnellem Lauf
Die gold'nen Thränen zur Welt herauf
Als Schmuck dort den Menschen zu prangen.
So werden Thränen, die hier geweint,
Wenn Glück und Hoffnung verloren scheint,
Dem Herzen, das gläubig befunden,
Dort oben herrlich zu Schmuck verklärt,
Dem Haupt, das Dornen nur hier beschwert,
Als Perlen zur Krone gewunden.

Nach diesem Gedicht wird also der Bernstein sozusagen als Meeresthräne bezeichnet. Der Wirklichkeit kommt es allerdings nahe, wenn man ihn als eine versteinerte Thräne ansieht, nur ist sein Ursprung nicht auf das Meer, sondern auf den Bernsteinwald zurückzuführen, der in uralten Zeiten die Ostseeküsten bedeckt hat. Kurz gesagt, der Bernstein ist das Harz eines längst ausgestorbenen Nadelholz-Baumes, und wenn man zugeben will, daß die Bäume das Harz gleichsam als ihre Thränen ausschwißen, dann kann man ja dieses Bild auch auf den Bernstein anwenden. Jener Bernsteinwald, von dem vorhin die Rede war,

muß ungemein reich an Bäumen und Pflanzen gewesen sein. Dort gab es Fichten- und Lärchenbäume, dort wuchs der Tagus und die Thuja sowie die dunkle Cypresse, dort breiteten Eichen und Pappeln und Erlen ihre Nester und Zweige aus, denn von all diesen Bäumen findet man noch jetzt Nadeln, Blätter, Zapfen oder Nütchen in dem Bernstein vor. Auf dem Boden des Bernsteinwaldes dagegen blühte Erika und Rhododendron, während die Farrenkräuter mit ihren fächerartigen Blättern den dichten Moosteppich bedeckten.

Von all dieser Waldesherrlichkeit berichtet uns der Bernstein, weil er in seinem Innern noch vielfach Reste von den erwähnten Bäumen und Pflanzen birgt. Nachdem wir nunmehr den Bernstein als ein festgewordenes Harz erkannt haben, wollen wir uns ein wenig mit seinem Namen beschäftigen. Derselbe kommt von hörnen, das ist brennen, her, bedeutet also Brennstein, und damit wird auch schon auf seine Verwendung zum Räuchern hingewiesen. Daß von seinem griechischen Namen Elektron auch das Wort Elektrizität abgeleitet wird, sei nur beiläufig erwähnt. Was die Farbe des Bernsteins anbetrifft, so soll es bis zu 180 Schattierungen geben, die fast unmerklich in einander übergehen. Die gewöhnlichste Farbe ist goldgelb und durchsichtig, doch giebt es auch braunen, schwarz-braunen und sogar schwarzen Bernstein, der dann „Pechkohle“ genannt wird. Andere Schattierungen sind bläulich, gräulich, ja sogar milch- und kreideweiß. Prachtvoll erscheint der weinrothe Bernstein, während der smaragdgrüne dem Golde gleich geachtet wird. Auch giebt es geflammte und gestreifte Stücke. Gewöhnlich gilt der sogenannte kunstfarbene als der werthvollste, und wird ein faustgroßes Stück davon

etwa auf 300 Mark geschätzt. Die Gewinnung des Bernsteins ist natürlich längst zu einem großartigen Betriebe ausgebildet worden. In alter Zeit, unter dem deutschen Orden, gab es sogenannte Bernsteinherren, welche die Erhebung des Bernsteins beaufsichtigten. Später wurde das Sammeln des Bernsteins in Pacht gegeben, und die vorhin erwähnten, strengen Verbote legen noch Zeugniß davon ab, wie genau man damals auf das Bernsteinrecht hielt. Heutzutage ist der großartigste Betrieb die Bernsteinbaggerei bei Palmnicken im samländischen Ostpreußen, die in ihrer Art einzig dasteht. Schon längst hat sich das Handwerk der Bernsteindreher mit dem Verarbeiten des Bernsteins beschäftigt, und fertigt man gegenwärtig besonders Schmuckgegenstände und Pfeifenspitzen an. Dieselben gehen nach den südeuropäischen Ländern und vorzugsweise nach dem Orient, wo sie noch immer hochgeschätzt sind. Soviel als Einleitung, denn es kommt hier nicht darauf an, etwa genauere Forschungen über den Bernstein, seine Entstehung, Gewinnung und Verarbeitung darzubieten. Sondern es gilt, nur so einzelne, geschichtliche Züge herauszugreifen, in denen der Bernstein eine Rolle spielt, woran sich alsdann gar leicht einige religiöse Betrachtungen anschließen lassen.

II. Eine Sage.

Folgen wir zunächst einmal dem Lauf der Radaune, die mitten durch die Stadt Danzig fließt. Während wir die Bekanntschaft dieses Flusses machen, nehmen wir nicht gerade zu unserer Freude wahr, daß das Wasser der Radaune recht trübe aussieht. Aber so erscheint das muntere Kind der Berge, nämlich die Radaune, nicht draußen in ihrer Heimat. Dort fließt sie klar und lustig plätschernd

dahin, und immer weiter hinauf in die Berge führt sie uns, wenn wir ihrem Laufe stromaufwärts folgen. Endlich sind wir an einem schönen Plätzchen angelangt, wo die Radaune in weitem Bogen um einen Anger fließt. Am Ufer stehen ein paar Pappeln, und die ernstesten geradeaufstrebenden Bäume sehen beinahe so aus, als ob sie Wache halten. Die Blätter der Bäume, welche in dem hellen Sonnenschein goldig erglänzen, flüstern leise und könnten uns vielleicht so Manches erzählen. Und richtig, da wir genauer hinhören, vernehmen wir eine Geschichte aus uralten Zeiten. Augenblicklich verändert sich das Bild vor unser'n Augen, und das Land der Sage steigt vor unsern erstaunten Blicken empor. Ganz anders sieht nun das Plätzchen dort an dem Ufer der Radaune aus, und Blumen von nie gesehener Pracht blühen auf dem Gefilde. Siehe, da erscheint hoch oben am Himmel ein feuriger Wagen, mit feuerschnaubenden Rossen bespannt. Und in dem Wagen steht als Kosselenker ein schöner Jüngling mit Namen Phaeton, des göttlichen Apollo Sohn. Nur mit Widerstreben hat der Vater dem Wunsche des Jünglings nachgegeben, daß derselbe einmal die Kasse des Sonnenwagens lenken dürfe. Und richtig, die trübe Ahnung des Vaters geht nur zu schnell in Erfüllung. Denn die feuerschnaubenden Kasse gehen mit dem Sonnenwagen durch, und Phaeton, der unselige Jüngling, stürzt hinab in die Tiefe. Und zwar fällt er gerade in den Fluß, der in alten Zeiten den Namen Eridanus führte, späterhin aber vielfach für die Radaune gehalten wurde. Nun zeigt sich noch ein ergreifendes Bild, denn die Schwestern des Jünglings erscheinen an dem Ufer des Flusses und beweinen den todt'n Bruder. Das erweckt bei den Göttern Mitleid, und sie

verwandeln die Schwestern des Phaeton in die Bappeln, die an dem Ufer der Kadaune stehen. Ihre Thränen dagegen werden in Bernstein verwandelt, und hier knüpft unsere Betrachtung wiederum an.

Von Neuem erscheint uns der Bernstein unter dem Bilde von Thränen, und zwar hat diese Sage ihre tief-sinnige Bedeutung. Denn jener Jüngling mit Namen Phaeton, der den Sonnenwagen lenken wollte, ließ sich von einem brennenden Ehrgeiz beherrschen. Immer höher wollte er steigen und am liebsten die unermesslichen Räume des Himmels durchfliegen, aber da stürzte er hinab in die Tiefe. Und dem Phaeton gleichen heutzutage unzählige Menschenkinder. Denn siehe, nur zu gerne möchten sie dem lieben Gott die Zügel aus der Hand nehmen und selber über Himmel und Erde herrschen. Aber die Sonne geht nach wie vor lächelnd ihre Bahn, und der im Himmel sitzet, spottet ihrer. Nicht Sehnsucht nach dem Himmel ist es, was die Kinder dieser Welt beherrscht, sondern Hoch-muth, und der kommt vor dem Fall. Denn sie werden auch hinabgestürzt aus dem falschen Himmel, den sie sich in ihren Träumen ausgedacht haben. Und in den Abgrund müssen sie fahren, die da glaubten, es gäbe im Himmel und auf Erden für sie keine Schranken mehr. Aber wo sind diejenigen, welche Thränen vergießen über das so hoch erhobene und sicher einmal jäh hinabgestürzte Geschlecht unserer Tage? Der Prophet Jeremia sagt (9, 1): „Ach, daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupt, und meine Augen Thränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte die Erschlagenen in meinem Volk!“ Wohl an, wir wollen es nicht denen gleichthun, die mit Phaeton am liebsten den Himmel stürmen möchten. Sondern

wir wollen es bedenken, daß für den Christen der Weg erst durch das tiefe Thal geht und dann durch Himmelshöhen. Und Thränen müssen wir vergießen, wenn wir sehen, wie die Menschen heutzutage ihr Haupt so stolz bis in den Himmel erheben und der Demuth vergessen. Davan sollten uns die Thränen erinnern, welche die Schwestern des Phaeton weinten, und welche die mitleidigen Götter in Bernstein verwandelt haben.

III. In St. Gallen.

Von dem Ufer der Radaune lenken wir unsere Schritte zu dem Kloster St. Gallen, das so Manchem eine wohlbekannte Stätte ist. Wir müssen uns im Geiste um nahezu tausend Jahre zurückversetzen in die Zeit Ekkehard's, des gelehrten Mönches. Und siehe, in dem Kloster herrscht eine gewisse Aufregung, die sich nicht verbergen läßt, obwohl überall lautlose Stille waltet. Die Mönche huschen in ihren langen, dunkeln Kapuzen schier gespensterhaft durch die Kreuzgänge und flüstern sich gegenseitig etwas in die Ohren. Was ist es, das die Gemüther so in Bewegung versetzt? Sie sagen, der Abt des Klosters mit Namen Hartmuth liege im Sterben, und keine Kunst der Aerzte vermöge ihm wieder aufzuhelfen. Dort vor der Thür der Sakristei versammeln sich einige Mönche und schauen neugierig in den geweihten Raum. Drinnen aber befinden sich der Prior und der Bruder Apotheker, die eifrig miteinander verhandeln. Nun schließt der Prior die mächtige Truhe auf, in der die Kirchengewerthe aufbewahrt werden. Aus dem Grunde derselben holt er einen prächtigen Kelch hervor, der in dem Scheine der Ampel seltsam blüht und funkelt. Der Kelch ist ganz aus Bernstein gearbeitet

und eines der werthvollsten Stücke in dem Klosterschatz. Aber nun soll er benutzt werden, um dem todtkranken Abte Heilung zu verschaffen. Denn wunderbare Dinge von der Heilkraft des Bernsteins weiß man sich im Kloster zu erzählen. Und der Bruder Apotheker ist flugs mit einer Zange dabei und bricht von dem Rande des Bernsteinkelches ein Stücklein ab, das er sorgfältig in der Hand hält. Der Prior dagegen nimmt mit betrübten Mienen das verstümmelte Kleinod zurück und verschließt es wiederum in der Truhe. Indes eilt der Bruder Apotheker in seine Zelle, wo er das Stück Bernstein zu Pulver zerstößt und es mit Wein und Honig vermischt. Dann begiebt er sich eilends in das Gemach des Abtes, in dem der Letztere auf seinem Sterbelager ruht. Schon sind dem todtkranken Manne die Züge eingefallen, und die umstehenden Mönche stimmen bereits ihre Sterbelieder an. Aber aus so manchem Auge leuchtet doch noch ein Hoffnungsstrahl hervor, während der Bruder Apotheker dem Kranken den soeben bereiteten Heiltrank reicht.

Ob der heilsame Trank geholfen hat? Wir wissen es nicht zu sagen, und sicherlich ist der Abt Hartmuth einmal doch des Todes verblichen. Aber gar bedentfam gemahnt uns diese Erzählung von dem Bernsteinkelch im Kloster zu St. Gallen. Wir wollen freilich von dem Stoffe, aus dem das kostbare Gefäß gefertigt war, also von dem Bernstein, absehen und lieber auf den Inhalt des Kelches schauen. Und da schimmert uns das rubinfarbene Blut unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi entgegen, welches der rechte, heilsame Trank ist für alle todtwunden Seelen. Möchte das doch mehr zur Erkenntniß kommen auch in diesen unsern Tagen. Wenn ehemals die Leute sich von

mancher Beschwerniß darniedergedrückt fühlten oder gar dem Tode in's Antlitz schauen mußten, dann nahmen sie ihre Zuflucht zu dem Kelch des Herrn. Es ist ein gar so rührendes und herzinniges Gebetlein, welches Viele unserer frommen Vorfahren gesprochen haben, daß Jesu Leib und Blut ihre letzte Speise sein möge. Und heutzutage gehen so Viele dahin, und heutzutage fahren so Viele dahin, ohne die Heilkraft des Blutes Jesu Christi an ihren Seelen zu erproben. Auch wir sind vielleicht noch viel zu lau und gleichgültig gegenüber dem köstlichsten aller Schätze, der uns in dem Abendmahlskelch gereicht wird, nämlich dem Blut Jesu Christi. Die Protestanten rühmen sich ja immer, daß sie sich den Abendmahlskelch erstritten haben, aber wie Viele sind es heutzutage, die von Herzen einstimmen mit dem frommen Sänger:

„Ach, wie hungert mein Gemüthe,
Menschenfreund, nach deiner Güte;
Ach, wie pfleg' ich oft mit Thränen
Mich nach dieser Kost zu sehnen;
Ach, wie pfleget mich zu dürsten
Nach dem Trank des Lebensfürsten:
Wünsche stets, daß mein Gebeine
Sich durch Gott mit Gott vereine.“

Noch Eines. Mit dem Genuß des Abendmahlskelches ist viel Aberglaube verbunden. Die Einen glauben steif und fest, wenn der Kranke erst das Abendmahl genommen habe, dann gehe es sicher dem Ende entgegen. Und die Andern sehen den Abendmahlskelch wiederum als einen Zaubertrank an, der ihnen Genesung verschaffen müsse. Keines von Beiden ist das Richtige. Sondern ob es zum Leben oder zum Sterben geht, hängt allein von dem weisen

Rathschluß unsers Gottes ab, der uns Zeit und Stunde bestimmt hat. Und auf jeden Fall müssen wir mit dem Psalmisten sagen: „Ich will den heilsamen Kelch nehmen, und des Herrn Namen predigen.“ (Ps. 116, 13).

IV. Der Mönch aus Danzig in Rom.

Ueber die Alpen zieht ein deutscher Mönch ins Welschland, also gen Italien hinab. Dieses Mal ist es nicht Dr. Martinus Luther, wie allsogleich ein Jeder glauben wird, sondern der Mönch nennt sich Simon Grunau und stammt aus dem Prediger- oder Dominikanerkloster zu Danzig. Die Reise, welche er ausführt, findet im Jahre 1520 statt und führt ihn nach Rom. Gar beschwerlich ist der Weg, denn dazumal hatte man es noch nicht so bequem wie heutzutage. Durch rauhe Schluchten und Engpässe geht die Alpenstraße, während man jetzt in verhältnißmäßig wenigen Stunden durch den St. Gotthard = Tunnel hindurchfährt. Aber der Mönch ist wetterfest, denn in seinem Heimathsorte, dem Fischerstädtchen Tolkemit, hat er sich in seiner Jugend so manchen Wind um die Nase wehen lassen. Nun steigt er von den Alpen in das Gartenland Italien hinab, und an all' der Herrlichkeit, die sich seinen Augen darbietet, kann er sich kaum satt sehen. An dem prächtigen Mailand geht es vorbei immer geradenwegs nach Rom, wo das Haupt der Christenheit, nämlich der Papst wohnt. Dem will der Mönch eine Sache vortragen, in welcher er daheim nicht zu seinem Rechte gelangen konnte. Und thatkräftig muß der Mönch Simon Grunau allerdings sein, sonst würde er die weite Reise gen Rom gescheut haben. Nun ist er in Rom angelangt und benützt die erste Zeit, um sich in den vielen, kostbar geschmückten Kirchen und Klöstern umzuschauen.

Nachdem er sich daran weiblich ergötzt hat, denkt er auch an seine Rechtsache, die ihn nach Rom geführt.

Aber so leicht ist es nicht für den armen, deutschen Bettelmönch, vor das Antlitz des Papstes zu gelangen. Und so sucht er denn auf Umwegen sein Ziel zu erreichen. Er wendet sich an einen hochangesehenen und vielvermögenden Cardinal, um denselben zunächst für seine Sache zu gewinnen. Dort steht er in dem Vorzimmer Sr. Eminenz und wartet gar demüthig und bescheiden, bis er vorgelassen wird. In seiner Kutte hält er einen winzigen Gegenstand verborgen, der in ein seidenes Tüchlein gar sorgfältig eingehüllt ist. Nun wird er endlich vorgelassen, und nachdem er seine Sache dargelegt hat, breitet er vor den Augen des Cardinals das Tüchlein aus, in dem ein Geschenk für den hohen Kirchenfürsten liegt. Und der Letztere schlägt voller Bewunderung die Hände zusammen, während er das Kunstwerk betrachtet. Was ist es? Es ist ein Herz aus Bernstein gearbeitet, „eines Mannes halben Finger lang,“ wie der Mönch Simon Grunau in seiner Chronik gar getreulich berichtet. Doch damit noch nicht genug, denn das Herz läßt sich auch noch in zwei Hälften auseinanderklappen. Und darinnen ruht, ebenfalls aus Bernstein gearbeitet, die Figur des Jesuskindleins. Fürwahr, ein kostbares Geschenk, das der Bettelmönch dem Cardinal verehrt, und es läßt sich wohl annehmen, daß er seine Sache glücklich durchgefochten hat. Uns will die kleine Historie, die der Mönch Simon Grunau, wie gesagt, in seiner eigenhändig geschriebenen Chronik aufbewahrt hat, sonderlich anmuthen. Es ist von dem Künstler, der das Bildwerk gefertigt hat, ein gar lieblicher Gedanke gewesen, das Jesuskindlein in dem Schrein eines Herzens darzustellen. Nicht lange darnach

hat Dr. Martin Luther in seinem holdseligen Kinder- und Weihnachtsliede: „Vom Himmel hoch da komm ich her“ den Vers gesungen:

„Ach, mein herzliebes Jesulein,
Mach Dir ein rein, sanft Bettelein,
Zu ruhen in meines Herzens Schrein,
Daß ich nimmer vergesse dein.“

Das soll uns eine freundliche Mahnung sein, aber wie oft wird dieselbe leider nicht beachtet. Man bekommt es oft genug im Leben zu hören und selber zu erfahren, was die Redensart besagt: „Mir liegt ein Stein auf dem Herzen.“ Das sind die mancherlei Sorgensteine, die uns zu schaffen machen. Doch das Jesuskindlein vermag diese Steine fortzuwälzen. Mit seinem Finger vermag es, alle diese Steine aus dem Wege zu räumen. Aber dafür will es in dem Herzen wohnen und eine Stätte haben. Dafür will es in dem Herzen ruhen, wie es in jenem Liede heißt, und unser Bestreben muß es sein, was Dr. Martin Luther von dem Jesuskinde singt: „Daß ich nimmer vergesse dein.“

V. In Wittenberg.

Aus der Residenz des Papstes, nämlich aus dem ewigen Rom, lenken wir unsere Schritte geradenwegs nach Wittenberg, der Stadt der Reformation. Dort suchen wir das Haus auf, in dem Herr Philippus Melanchthon sein Heimwesen hat. Vielleicht ist uns das Glück hold, und wir treffen den weit und breit berühmten Gelehrten noch zu Hause an. Obwohl es nämlich noch früh Morgens ist, pflegt Herr Philippus Melanchthon sich doch zeitig nach der Universität zu begeben, allwo er seine Vorlesungen vor den Studenten der heiligen Gottesgelahrtheit hält. Aber

wenn er noch zu Hause ist, dann läßt er die Herren Studiosen wohl ein Weilchen warten, denn er ist gar freundlich und gönnt uns gern ein paar Augenblicke.

Dort steht er mitten in seinem Arbeitsstübchen, zum Ausgehen gerüstet. Den langen Rock mit der Pelzverbrämung hat er bereits angelegt und das Haupt bedeckt, während ein junger Student ein paar Bücher von dem Gefims herunterlaugt, um sie für den geliebten Lehrer mitzunehmen, falls derselbe sie während seiner Vorlesung gebrauchen sollte. Und nun tritt Frau Katharina, seine Hausherrin, durch die Thür, welche sie nicht schließen kann, sintemal sie keine Hand frei hat. Denn in der einen trägt sie ein Krüglein, worin sich goldklarer, flüssiger Honig befindet, und in der andern Hand hält sie einen Löffel, der ein ganz besonderes Stück in ihrem Hausrath ist. Besagter Löffel ist nämlich aus einem Stück Bernstein gearbeitet und stammt aus Königsberg, wo ihn Herzog Albrecht hat anfertigen lassen. Alsdann hat der Herzog den Löffel dem von ihm hochgeschätzten Philippus Melanchthon verehrt und zwar wegen dessen vielfacher Verdienste um Kirche und Schule. Frau Katharina hütet denn auch den Löffel gar sorglich, daß er ja nicht einmal unter den ungeschickten Händen der Magd zerbrochen werde. Nun läßt sie aus dem Krüglein ein wenig Honig in den Löffel fließen und reicht es dem Gatten dar. Herr Philippus Melanchthon läßt sich den köstlich milden Honig wohlschmecken, denn derselbe ist gesund für Hals und Brust, zumal wenn er am frühen Morgen genossen wird. Doch jetzt nimmt Herr Philippus von seiner Hausfrau Abschied und schreitet ziemlich eilig nach der Universität, während der Student ihm folgt. Herr Philippus Melanchthon weiß sich gar nicht so

würdevoll zu geberden wie seine Kollegen, aber trotzdem genießt er allgemeine Verehrung bei Hoch und Niedrig. Der Hörsaal, in dem er seine Vorlesungen hält, ist gedrängt voll, und alle Anwesenden lauschen gespannt auf die Worte, die aus dem Munde des gefeierten Lehrers kommen. Und in der That, von seinen Lippen fließt es wie Honigseim, schier als hätte er die Weisheit mit Löffeln gegessen, wie man zu sagen pflegt. Ob das wohl von dem König herrührt, den er des Morgens genossen hat, oder von dem köstlichen Bernsteinlöffel, den ihm Herzog Albrecht verehrte? Keineswegs, sondern er hatte sich seine Weisheit von der rechten Quelle geholt. Zwar das Lied: „O heil'ger Geist, keh' bei uns ein“ war damals noch nicht gesungen worden, und doch schwebte etwas über der Versammlung in dem Hörsaal des Herrn Philippus Melancthon wie die Stimmung, die aus jenem Verse wieder klingt:

„Du Quell, d'raus alle Weisheit fließt,
Die sich in fromme Seelen geißt,
Laß Deinen Trost uns hören,
Daß wir in Glaubenseinigkeit
Auch können alle Christenheit
Dein wahres Zeugniß lehren.
Höre, lehre,
Daß wir können
Herz und Sinnen Dir ergeben,
Dir zum Lob und uns zum Leben.“

Heutzutage hat das Wort „Weisheit“ nicht mehr die Zaubermacht wie in jenen Zeiten, aber an die Stelle desselben ist das Wort „Bildung“ getreten. Wer wollte heutzutage nicht gebildet sein? Das Wort „ungebildet“ kommt einer

regelrechten Beschimpfung gleich. Nun, worin besteht denn die so viel gerühmte Bildung unserer Zeit? Ueber Lesen, Schreiben und Rechnen will natürlich Jedermann hinaus sein, es müssen schon andere Kenntnisse und Fertigkeiten herhalten. Gut, das ist Alles schön und vortrefflich. Aber die rechte Bildung steckt doch wo anders. Die steckt nämlich nicht im Kopf, sondern im Herzen. Und der Dichter sagt davon:

„Aller Weisheit höchste Fülle
In Dir ja verborgen liegt.
Gieb nur, daß sich auch mein Wille
Fein in solche Schranken fügt,
Worinnen die Demuth und Einfalt regieret
Und mich zu der Weisheit, die himmlisch ist, führet.
Ach, wenn ich nur Jesum recht kenne und weiß,
= So hab' ich der Weisheit vollkommenen Preis.“

Dazu braucht man nicht die Weisheit mit Löffeln zu essen, und wenn es auch ein Bernsteinlöffel von Herzog Albrecht wäre.

VI. Die Inclusa. *)

Von Wittenberg, wo wir den hochgelehrten Herrn Philippus Melanchthon besucht haben, geht es nun in die gute, alte Stadt Danzig zurück. Dort wollen wir auf einen Augenblick vor sprechen bei dem hochangesehenen Herrn Jac. Theod. Klein, der ebenfalls ein gelehrter Mann ist. Derselbe ist nämlich in der Naturkunde also bewandert, daß man ihm den Ehrennamen des „preussischen Plinius“ gegeben hat nach jenem alten Schriftsteller, der zur Zeit der römischen Kaiser lebte. Nicht minder schmeichelhaft ist

*) Zu Deutsch „eingeschlossene Gegenstände“.

ein anderer Name, den man dem verdienten Gelehrten beigelegt hat. Er wird nämlich auch der „Sekretär der Natur“ genannt, und sobald er diese Aeußerung hört, spielt ein behagliches Lächeln um seinen Mund. Es giebt einen alten Kupferstich, der Herrn Jac. Theod. Klein darstellt. Auf dem Bilde ist allein schon die Weste bemerkenswerth, die der Mann getragen hat. Denn dieselbe ist mit so köstlichem Blumengeranke bestickt, daß es ein wahres Prachtstück von Weste gewesen sein muß. In damaliger Zeit kam eben dieses Kleidungsstück auch noch viel mehr zur Geltung wie heutzutage. Doch Herr Jac. Theod. Klein würde uns schön ansehen, wenn wir bei einem Besuche, den wir in seinem Studirzimmer abstaten, etwa nur seine Weste bewundern wollten. Vielmehr steht und liegt in dem geräumigen Zimmer so viel umher, daß wir sonst schon genug zu sehen haben. Da prangt auf hohem Büchergestell eine stattliche Reihe von Büchern, die so ehrwürdig dreinschauen, als ob sie die Gelehrsamkeit schon von Außen zur Schau tragen wollen. Da stehen hohe Gläser, die mit Spiritus gefüllt sind, und darin kann man allerlei Gethier erblicken, todte Schlangen und Seeesterne und dergleichen, was so ein Naturforscher sich Alles aufzubewahren pflegt. Aber unsere Aufmerksamkeit wird auf verschiedene Kasten gelenkt, die auf dem Tische in der Mitte des Gemaches ihren Platz haben. In den einzelnen Fächern dieser Kasten liegen nämlich kostbare Steine, und wir bekommen so eine kleine Ahnung davon, wie es drinnen in dem tiefen Schooß der Erde aussehen muß. Denn gar köstlich leuchtet der bläuliche Amethyst, während der Goldtopas in hellem Feuer blüht und funkelt. Doch das Alles fesselt noch nicht so unsere Aufmerksamkeit

wie ein paar unbedeutende Stücke Bernstein, die sich ebenfalls in der reichhaltigen Sammlung vorfinden. Diese Bernsteinstücke enthalten nämlich sogenannte Inclusa und sind deshalb von besonderem Werthe. Ueber die eben erwähnten Inclusa ist wohl ein Wörtchen zu sagen nöthig. Es sind Ueberreste von Pflanzen und Thieren, die von dem Bernstein ganz und gar überzogen wurden, als derselbe noch ein flüssiges Harz war. Und merkwürdig ist es anzusehen, wie z. B. die Insekten in ihrem durchsichtigen, kleinen Sarge ruhen und zwar genau in derselben Lage, wie sie in uralten Zeiten von dem jähen Tode ereilt wurden. Herr Jac. Theod. Klein, der Besitzer der Sammlung, zeigt uns mit freundlichem Lächeln alle seine Schätze und macht uns auf dieses oder jenes Stück noch besonders aufmerksam. Doch horch, da ertönt von dem Thurm der nahen Catharinenkirche das Glockenspiel. Gar ernst und feierlich klingen die Töne des Glockenspiels zu uns herüber, und wir vernehmen deutlich den Choral: „Mache dich, mein Geist, bereit.“ Und siehe, der Choral ist gleichsam die Auslegung zu dem, was wir soeben gesehen haben. Auch die Fliege oder das Käferlein, welches von dem flüssigen Baumharz ereilt wurde und nun schon seit Jahrtausenden in seinem hellglänzenden Sarge von Bernstein ruht, hält uns die ernste Mahnung aus jenem uralten Liede vor: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfassen.“ Darum gilt es, wachsam zu sein und zu beten, daß wir dem zukünftigen Verderben entgehen. Darum wollen wir es uns auch gesagt sein lassen, daß vor dem Tod kein Entrinnen ist. Wie das kleine Insekt vor so und soviel tausend Jahren nicht dem drohenden Untergange entfliehen konnte, so kann der Mensch ebenfalls nicht

sein Ziel umgehen, das ihm gesetzt ist. Deshalb hat der fromme Dichter Recht, wenn er singt:

Mache dich, mein Geist, bereit,
Wache, fleh' und bete,
Daß dich nicht die böse Zeit
Unverhofft betrete;
Denn es ist Satan's List
Ueber viele Frommen zur Versuchung kommen.

Drum, so laßt uns immerdar
Wachen, flehen, beten,
Weil die Angst, Noth und Gefahr
Zimmer näher treten:
Denn die Zeit ist nicht weit,
Da uns Gott wird richten und die Welt vernichten.

VII. Der Spiegel.

Schon wieder müssen wir den Wanderstab zur Hand nehmen und von Danzig nach dem heiligen Moskau ziehen. Dorthin ist der Weg durch die vielfach unwirthlichen Gegenden Rußlands nicht gerade angenehm. Der Wind pfeift ziemlich kalt um Nase und Ohren, und deshalb sind wir froh, da wir endlich das heilige Moskau vor uns sehen. Aber durch den Anblick, der sich uns darbietet, werden wir auch überreich für alle Strapazen der Reise entschädigt. Dort steigen die Thürme und Kuppeln der Stadt vor unsern Augen auf, und es ist uns ähnlich zu Muth, als wenn wir in ein fremdes Wunderland versetzt würden. Dazu blitzen die vielfach bunten Kuppeln in dem hellen Sonnenschein, daß Einem die Augen schier geblendet werden, zumal die Gegend ringsum von Schnee bedeckt ist.

Halt, nun sind wir vor dem Hause eines vornehmen, russischen Grafen angelangt, wo wir einen Augenblick verweilen wollen. Nur rasch die Pelzröcke abgelegt, denn der Herr Graf läßt sich nur noch ein Weilchen sprechen, weil er zu einer großen Festlichkeit ausgebeten ist. Wir treten also in das Haus ein, das nicht nach russischer Mode eingerichtet ist, sondern vielmehr nach französischer, wie dieselbe etwa im vorigen Jahrhundert Sitte war. In diese Zeit müssen wir uns überhaupt zurückversetzen und uns darauf gefaßt machen, in dem Grafen ein Kind jenes Jahrhunderts zu sehen. Soeben ist der vornehme Herr sehr zornig gewesen und zwar wegen einer geringen Ungeschicklichkeit, die der eine Diener sich hat zu Schulden kommen lassen. Wahrscheinlich wird auf dem Rücken des Dieners die Knute getanzt haben, die der Herr Graf höchst eigenhändig geschwungen hat. Und nun scheint der Zorn so einigermaßen verraucht zu sein, wenn auch noch eine böse Falte auf der Stirn sichtbar ist. Damit tritt der Herr Graf vor den Spiegel, um noch einmal seinen Anzug, den er auf der Festlichkeit tragen will, zu mustern, während der Diener mit demüthigen Gebärden zur Seite steht. Der Spiegel ist übrigens ein Kunstwerk zu nennen, denn der Rahmen ist ganz und gar aus Bernstein gearbeitet. Solche Spiegel waren eine zeitlang in der Mode, und man soll die Rahmen in Danzig angefertigt haben. Ob der Herr Graf nun freilich in dem Spiegel sein wahres Antlitz geschaut hat, das von Hochmuth und Zorn entstellt ist? Wir wissen es nicht, aber es wird doch wohl wieder die alte Geschichte mit dem Manne vor dem Spiegel sein. Das heißt, wir müssen dabei auch ein wenig an uns selber denken, wenn wir auch keinen Spiegel mit kostbarem Bernsteinrahmen besitzen.

Aber wir haben doch den Spiegel des göttlichen Wortes, und trotz alledem fehlt es noch so vielfach und so häufig an Selbsterkenntniß. Manch' Einer kommt vielleicht sein Lebenlang nicht dazu, in den Spiegel der Selbsterkenntniß zu schauen, und geht mit seinen Fehlern und mancherlei Gebrechen bis an sein Lebensende herum. Davon weiß St. Jakobus gar trefflich zu reden. Denn er sagt: „So Jemand ist ein Hörer des Wortes, und nicht ein Thäter, der ist gleich einem Manne, der sein leibliches Angesicht im Spiegel beschauet. Denn nachdem er sich beschauet hat, geht er von Stund an davon, und vergißt, wie er gestaltet war.“ (1, 23 - 24). Daß es nur ja nicht Einem von uns so ergehe! Vielmehr wollen wir den Spiegel fleißig gebrauchen, aber nicht etwa zur Eitelkeit, sondern zur Selbsterkenntniß, wieviel uns noch fehlt, und woran es besonders bei uns Noth thut.

VIII. Das Paradies.

Doch nun müssen wir noch eine kleine Reise, und zwar die letzte, in Gedanken machen. Wir wollen doch ohnehin von Rußland nach Hause zurück, und da nehmen wir unsern Weg natürlich über Königsberg in Ostpreußen. Dort kehren wir wiederum bei einem Gelehrten ein, aber dieses Mal ist es ein Konsistorialrath und Professor der Gottesgelahrtheit. Unter den Gelehrten hat sein Name „Hasse“ einen guten Klang, wenngleich Viele seiner Herren Kollegen über ihn die Köpfe schütteln, daß die Böpfe, welche man dazumal am Ende des vorigen Jahrhunderts trug, auf dem Rücken hin und her baumeln. Der Herr Konsistorialrath sieht übrigens gar nicht so verwunderlich aus, während er uns in seinem mit Büchern aller Art vollgepfropften Studier-

zimmer empfängt. Aber er muß doch wunderliche Ansichten haben, wie es so manchmal vorzukommen pflegt. Auf dem Schreibtische liegt ein kleines Büchlein, das er soeben von dem Buchdrucker empfangen hat. Den Inhalt des Büchleins hat er selber geschrieben und ist ordentlich stolz darauf, obwohl die andern Gelehrten so darüber die Köpfe schütteln. Blicken wir ihm ein wenig über die Schulter und in das Büchlein hinein, was denn darinnen enthalten ist. Wir lesen zunächst den Titel des Büchleins, der also lautet: „Preußens Ansprüche, als Bernsteinland das Paradies der Alten und Urland der Menschheit gewesen zu sein; aus biblischen, griechischen und lateinischen Schriftstellern gemeinverständlich erwiesen von D. Joh. Gottfried Hassé, Konsistorialrath und Professor zu Königsberg.“ Da haben wir es, also in Preußen, auf unserm heimischen Boden, und zwar näher im samländischen Ostpreußen soll das Paradies gelegen haben, während wir es doch sonst in Asien zu suchen gewohnt sind. Die auffallende Entdeckung wird aber von dem Verfasser höchst ernsthaft und mit gelehrtem Scharfsinn bewiesen, und zwar unter folgenden Abschnitten und Gründen: I. Das Bernsteinland war ehemals paradiesisch und wärmer. II. Die Bernstein-Gegend war das ehemalige Paradies der Bibel und das Urland der Menschheit. III. Die ältesten Nachrichten der Griechen und Römer setzen die Ur-Menschen nach Norden ins Bernsteinland. IV. Auch die physische Veränderung, die das Nord-Paradies betroffen hat, erwähnt die Bibel und das ganze Alterthum. Das Alles wird, wie gesagt, mit gelehrtem Scharfsinn nachgewiesen, doch es würde zu weit führen, den Auseinandersetzungen im Einzelnen zu folgen. Ob sich die Sache denn nun wirklich so verhält, daß das Paradies

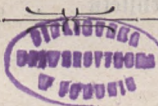
im samländischen Ostpreußen gelegen hat? Wir meinen, es kann uns ziemlich gleichgültig sein, wo das Paradies lag, und wollen daher die Sache ruhig dahingestellt sein lassen. Aber nicht gleichgültig darf es uns sein, ob wir einmal in das himmlische Paradies kommen oder nicht. Die Meisten, welche noch am Glauben festhalten, nehmen oftmals an, daß sie so ohne weiteres in das Paradies kommen werden. So selbstverständlich ist das nicht. Nur diejenigen, welche wahrhaft rein gewaschen sind durch das Blut des Lammes von allen Sünden, werden in das Reich Gottes eingehen. Denen gilt es, was der alte Kantor in Joachimsthal, mit Namen Nicolaus Hermann, zu Weihnachten singt:

Heut schleußt er wieder auf die Thür
Zum schönen Paradies,
Der Cherub steht nicht mehr dafür,
Gott sei Lob, Ehr und Preis.

Aber inzwischen wollen auch wir auf rechtem Wege wandeln, daß wir nicht das Ziel, nämlich das schöne Paradies, verfehlen. Und niemals komme es uns aus dem Sinn, was wir mit jenem Liede der Sehnsucht wohl schon oft gesungen haben:

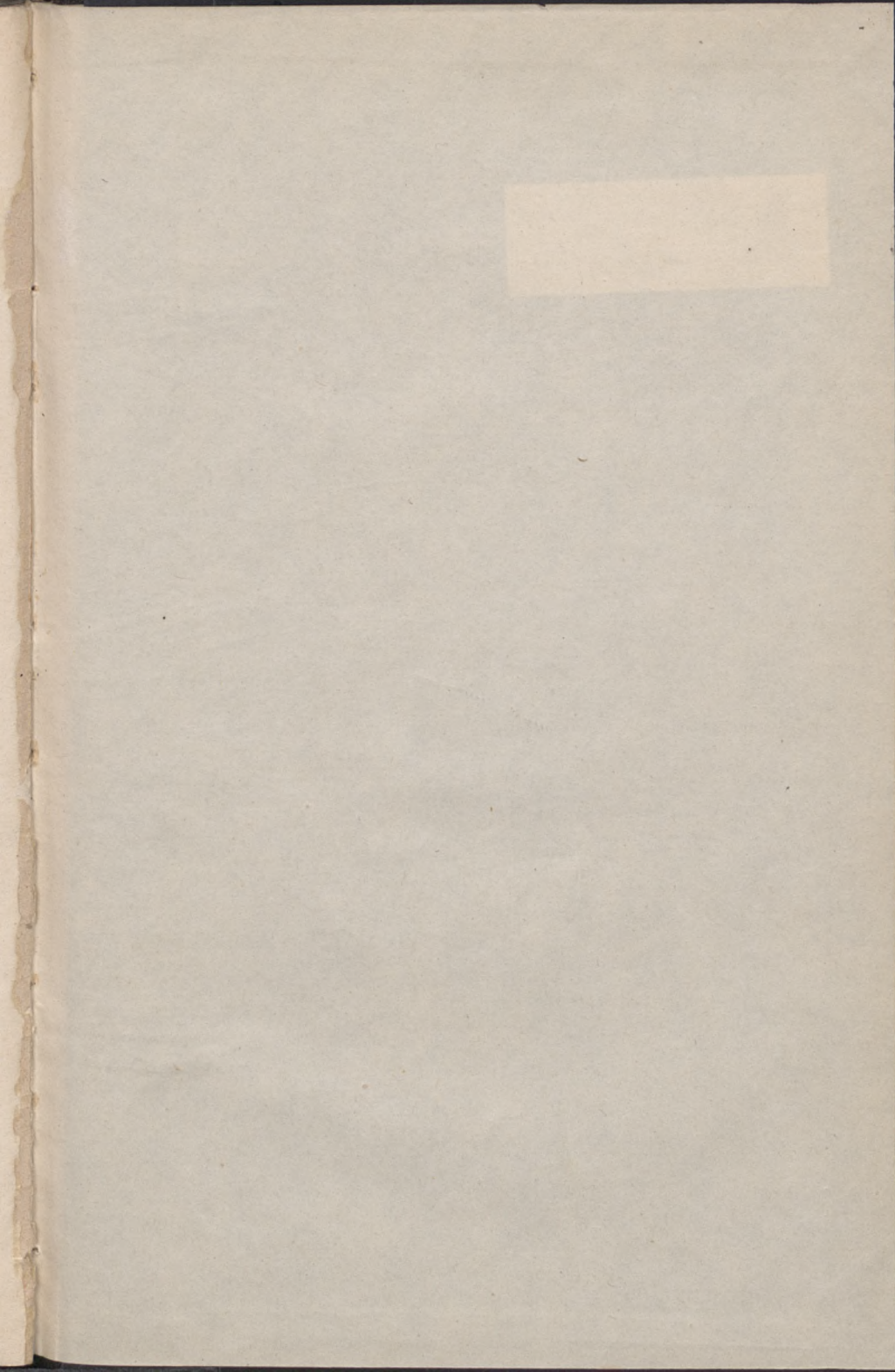
Paradies, Paradies,
Wie ist deine Frucht so süß,
Unter deinen Lebensbäumen
Wird uns sein, als ob wir träumen;
Bring' uns, Herr, ins Paradies. Amen!

S. D. G.



Inhalts-Verzeichniß.

	Seite.
Das kluge Volk	3
Der Mann mit dem eisernen Pfeil	5
Eine Bierreise vor 400 Jahren	8
100 Gulden für eine Nase	10
Eine seltsame Segellation	12
Der Rußkrieg	14
Seliger Abschied einer Fürstin	17
Anna Sabinus	19
Das Licht im Rathhaus	21
Der wilde Eber	24
Das Schwarzhauß	26
Die Windsbraut	29
Drei Tage aus dem Leben Simon Dachs	31
Die Kürbishütte	41
Im Thurmpfeiferstübchen	44
Die St. Catharinengilde auf Hela	46
Der Kirchbau in Schöneck	49
Der Kantsche Februar	51
Die Höllenfahrt der Selbsterkenntniß	54
Klim regt sich	57
Gezwungene Eh' bringt Jammer und Weh	59
In einem kühlen Grunde	62
Guten Morgen, Herr Fischer	64
Ein seltener Fund	69
Zu Epiphania	71
Allerlei vom Bernstein	73



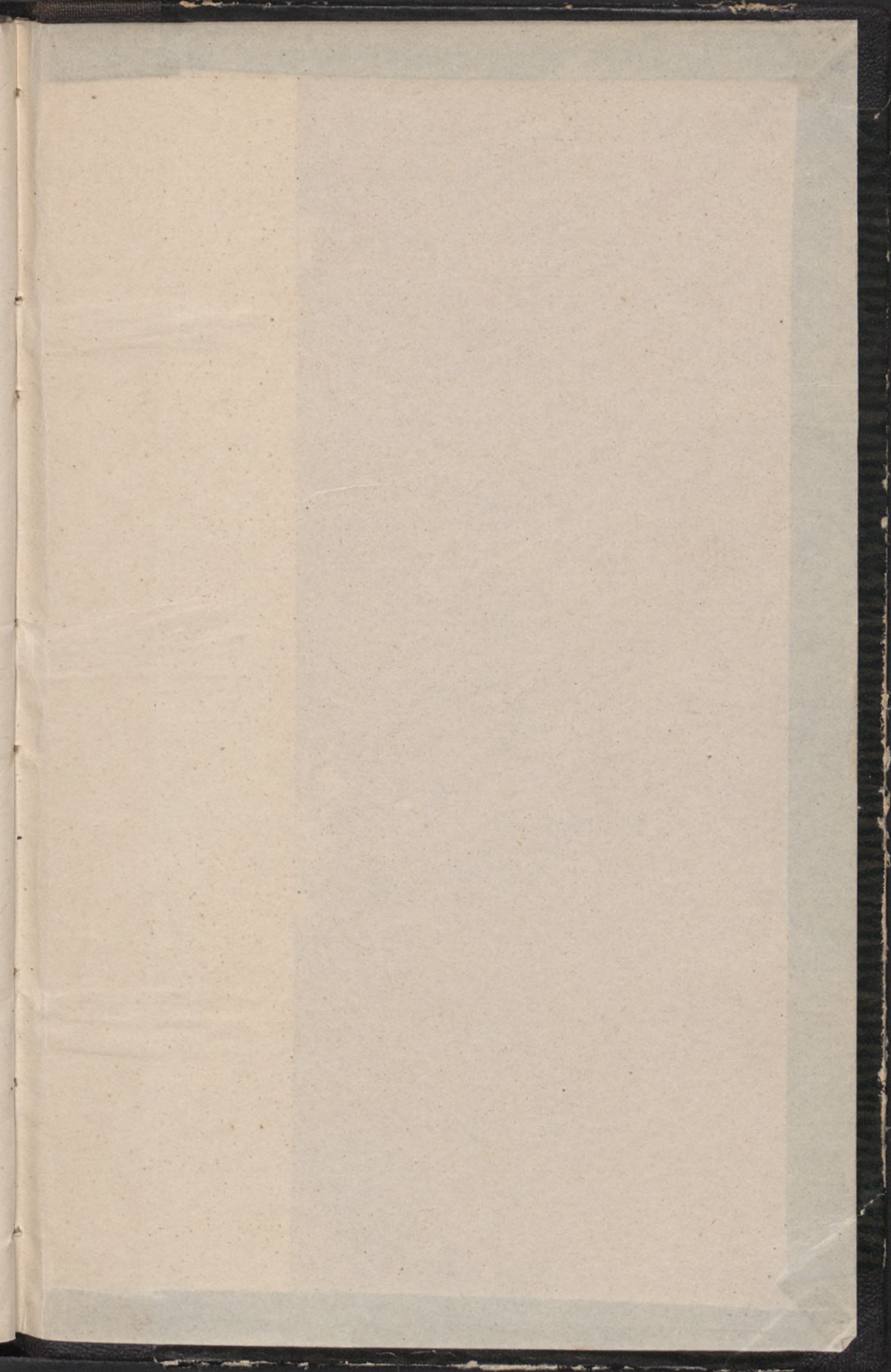
Biblioteka Główna UMK



300049170188

Verzeichnis

	Seite
Das Buch der Bücher	3
Das Buch der Bücher	4
100 Bücher für eine Zeit	10
Das Buch der Bücher	12
Der Buchstabe	14
Einige Bücher der Bücher	17
Das Buch der Bücher	19
Das Buch der Bücher	21
Das Buch der Bücher	24
Das Buch der Bücher	26
Das Buch der Bücher	29
Das Buch der Bücher	31
Das Buch der Bücher	34
Das Buch der Bücher	37
Das Buch der Bücher	40
Das Buch der Bücher	43
Das Buch der Bücher	46
Das Buch der Bücher	49
Das Buch der Bücher	51
Das Buch der Bücher	54
Das Buch der Bücher	57
Das Buch der Bücher	60
Das Buch der Bücher	63
Das Buch der Bücher	66
Das Buch der Bücher	69
Das Buch der Bücher	71
Das Buch der Bücher	74



Biblioteka Główna UMK



300049170188